Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Des rechten Auges Aergernis.

Erster Band.

Des rechten Auges Aergernis.

Roman

von

August Niemann.

Erster Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1889.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Ein außerordentlicher Andrang von Reisenden erfüllte am Morgen des 30. April 1873 den Prager Staatsbahnhof. Der Kurierzug, welcher um sechs Uhr fünfzig Minuten nach Wien abgehen sollte, ward von Passagieren bestürmt, und es schien fast unmöglich, sie alle unterzubringen. Die Coupés schienen kaum ihren Inhalt an Herren und Damen mit unzähligen Handkoffern, Kisten und Schachteln, Reisetaschen, Mänteln, Plaids, Decken, Hüten, Stöcken und Schirmen bergen zu können. Es war der Tag vor der Eröffnung der Wiener Weltausstellung, und aus allen um die Hauptstadt gruppirten Ländern und Königreichen der Monarchie, wie auch aus dem nahen und fernen Auslande, strömten seit Wochen schon in immer verstärkter Zahl die Besucher herbei zu dem großen Fest im lustigen Wien.

Vor einem Coupé erster Klasse standen fünf junge Offiziere lachend und plaudernd zusammen und

betrachteten das Fluten und Wogen der Menge, während zwei Diener mit breiten Silberborten auf den Röcken und an den Hüten das Handgepäck der Herren im Innern des Wagens unterbrachten. Vier von den Offizieren trugen die nach polnischem Muster geschnittene Ulanka, der fünfte den blauen, silberverschnürten Attila der Liechtenstein-Husaren. Sie warteten das letzte Signal ab, bevor sie einstiegen, denn das Treiben auf dem Perron erschien ihnen so amüsant, daß sie sich von dem Schauspiel nicht eher als nötig trennen wollten. Endlich aber war es die höchste Zeit, sie schwangen sich hinauf, und während sie ihre Sitze wählten, schlug der Kondukteur die Thür zu. Das Coupé war in sechs Lehnstühle abgeteilt, so daß noch ein Platz übrig blieb, nachdem die vier Eckplätze und ein Zwischenplatz besetzt worden waren. Dies konnte bei der Ueberfüllung des Zuges auffallend erscheinen, aber der Kondukteur hatte offenbar das vornehme Aussehen der jungen Herren, die Wappen auf den Livreeknöpfen ihrer Bedienten und schließlich eine Papiernote respektirt, welche ihm in die Hand gedrückt worden war. Die Offiziere wollten unter sich sein.

Es gab sich daher eine Bewegung der Ueberraschung und Ungeduld unter ihnen zu erkennen, als im letzten Augenblick, während die Herren die bequemste Lage für ihre Beine aussuchten und die Säbel losschnallten, die Thür noch einmal geöffnet wurde und der Kondukteur mit Achselzucken und der

Bitte um Entschuldigung hereinsah, um noch einen Fahrgast für den sechsten Platz anzukündigen. Doch verwandelte sich der Unmut der Herren sogleich in stumme Verwunderung, als der neue Passagier in der Thür erschien, denn es war eine junge Dame, die den sechsten Lehnstuhl in Anspruch nahm. Sie zauderte beim Eintreten und schien, betroffen von dem Anblick der fünf Offiziere, wieder umkehren zu wollen, doch der Kondukteur rief in diesem Augenblick, es sei keine Sekunde Zeit mehr zu versäumen und dies sei der einzige freie Platz im ganzen Zug. Da zog sie den Schleier mit ruhiger Bewegung über ihr Gesicht herab und ließ sich auf den Platz am Fenster nieder, den der Husarenoffizier in einer unwillkürlichen Regung der Höflichkeit ihr abtrat. Der Zug setzte sich in Bewegung, noch ehe der artige Husar sich auf den vorher frei gebliebenen Mittelplatz, der jungen Dame schräg gegenüber, hatte niederlassen können. Das Lachen und Reden im Coupé war verstummt, die jungen Offiziere betrachteten die junge Dame und sahen sich unter einander mit fragenden Blicken an. Wer konnte dieses weibliche Wesen sein, welches ohne Begleitung nach Wien reiste?

Die junge Dame war in schwarze Seide gekleidet und trug einen grauen Reisemantel von englischer Fasson, sowie einen kleinen schwarzen Filzhut. In ihrer linken Hand, welche unter dem Mantel hervorsah und mit einem dunkelbraunen, feinen Handschuh

bekleidet war, hielt sie eine kleine Reisetasche von rotem Juchtenleder. Stoff und Arbeit des Anzugs bekundeten dessen Herkunft aus den Händen von Lieferanten ersten Ranges. Die solide Eleganz der äußeren Erscheinung wie das Benehmen der jungen Dame machte auf die Herren den Eindruck, daß es eine Dame der guten Gesellschaft sei, welche durch Zufall zu ihnen gekommen sei, und ihr Gesicht wie ihre Figur waren so reizvoll, daß die Herren sich ausschließlich mit ihr zu beschäftigen anfingen. Obwohl der Schleier sehr schnell gefallen war, hatte der kurze Zeitpunkt vorher genügt, um die feinen Züge erblicken zu lassen, und auch durch das neidische Gewebe hindurch bemühten sich die Offiziere, Form und Farbe zu betrachten. Besonders die Augen waren auch hinter der Verhüllung glänzend. Welche Augen! Der Husarenoffizier sah sie mit der größten Bewunderung an. Große dunkelblaue Augen waren es, von langen schwarzen Wimpern beschattet, Augen von wunderbarer Tiefe und reizendem Schimmer.

Der Zug flog mit großer Schnelligkeit dahin und hatte wohl schon eine Meile zurückgelegt, ehe der Lieutenant der Liechtenstein-Husaren im stande war, seinen Kameraden wieder einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Offiziere waren zum Rennen in Prag gewesen, und die Ulanen unterhielten sich über die Pferde, welche gestern gelaufen waren. Der eine von ihnen zeigte einen Reitstock, den er in Prag hatte

anfertigen lassen, und der Stock ging von Hand zu Hand.

„Ich möchte wohl wissen," sagte ein Lieutenant, indem er die Gravirung auf dem goldenen Knopfe genau untersuchte, „warum die Montfortsche Fahne und der Schrägbalken der Montforts nicht in dem Wappen sind."

„Wir führen sie überhaupt nicht," erwiderte der Besitzer des Stockes.

„Aber ihr könntet sie führen," sagte der andere. „Ihr führt doch die silbernen Kirchenfahnen, die dem Wappen der alten Grafen von Montfort und Bregenz entstammen. Gräfin Margareta von Montfort ist doch die Ahnfrau aller Windischgrätze."

„Es ist oft keine rechte Konsequenz in den Wappen," entgegnete der Prinz aus dem Hause Windischgrätz. „Nicht alle Leute wissen so genau Bescheid wie Du und haben das nötige Interesse an Schrägbalken, Mittelschildern und Feldereinteilung."

„Dadurch entsteht aber oft eine bedauerliche Konfusion, und die Familien haben keinen sichern Anhalt mehr für ihre eigene Geschichte."

„Es ist möglich, aber ich werde nicht derjenige sein, welcher diese Ignoranz beseitigen will," sagte der Prinz Windischgrätz lachend.

„So ist zum Beispiel immer eine Konfusion in der Familie Leinzeller," fuhr der andere Lieutenant unbeirrt fort. „Du wirst mir recht geben," wandte

er sich jetzt an den Husaren, „daß ihr nicht genau wißt, wie es sich mit der Baronie Büchsenstein verhält. Ihr wißt nicht, wie sie an das Haus Leinzeller gekommen ist. Wenigstens habt ihr nur willkürliche Annahmen dafür.“

Der Husar zuckte die Achseln.

„Es ist sehr lange her, und man kennt diese alten Geschichten nicht genau,“ sagte er. „Was hilft es mir, zu wissen, woher die Baronie stammt, wenn ich sie doch nicht besitze!“

„Aber Du wirst sie einmal besitzen. Es muß sie doch immer der älteste Graf haben, und Du wirst sie von Deinem Onkel erben.“

„Mein Onkel befindet sich so gut, daß ich vermute, er wird noch einmal von mir erben,“ entgegnete der Husar leichthin. Er bemerkte, daß das Gespräch die Aufmerksamkeit der schönen jungen Dame erregt haben mußte, denn er sah, daß sie einen schnellen Blick über ihre Reisebegleiter hinschweifen ließ.

„Da würde Dein Onkel eine reiche Erbschaft thun,“ bemerkte ein dritter mit trockenem Ton, und alle lachten.

Die Lieutenants waren in etwas ausgelassener Stimmung. Sie hatten vor ihrer Reise bis tief in die Nacht hinein gezecht, und es kostete sie einige Ueberwindung, einen Ton zu bewahren, der für Damengesellschaft paßte. Nachdem sie sich noch eine Weile unterhalten hatten, schoben sie einen flachen Kasten von polirtem Ebenholz zwischen sich, so daß

er einen kleinen Tisch in der Mitte des Coupés bildete, und begannen Karten zu spielen, zogen auch eine Flasche mit goldfarbenem Wein und einen silbernen Becher hervor und tranken in die Runde, rauchten jedoch aus Rücksicht auf die junge Dame nicht. Der Husar spielte unaufmerksam, da er zu sehr durch seine Betrachtung der schönen dunkelblauen Augen in Anspruch genommen wurde. Er bemerkte, daß ein Lächeln über das feine Gesicht hinzog, als der Spieltisch hergerichtet wurde, ein Lächeln, welches reizende Grübchen in Kinn und Wangen der Fremden hervorzauberte. Er hätte sie gern angeredet, aber eine ihm unerklärliche Befangenheit hielt ihn zurück.

Inzwischen war die erste Flasche leer geworden, und eine zweite ergoß den feurigen Ungarwein in den im Kreise umhergehenden Becher. Der Lieutenant, welcher der jungen Dame gegenübersaß und dessen Wangen von der Schwelgerei der letzten Nacht und dem neuen Wein glühten, bot das frisch gefüllte Trinkgefäß mit einer halb spöttischen Verbeugung der Schönen an. Sie lehnte mit kühlem Dank ab, und der Husar rief errötend mit vorwurfsvollem Ton:

„Zdenko!"

Zdenko zog die Schultern empor, schüttelte den Kopf und trank den Becher selbst aus, dann ging das Spiel in der bisherigen Weise weiter. Doch bemerkte der Husar mit Mißvergnügen, daß die schönen Augen von nun an beharrlich aus dem Fenster in die

vorüberfliegende Landschaft blickten. So ging die Fahrt weiter, bis der schrille Pfiff der Lokomotive und das langsamere Tempo die zweite Station ankündigten. Die Ulanenoffiziere gürteten ihre Säbel um und machten sich zum Aussteigen fertig. Sie hatten in Pardubitz ihr Reiseziel erreicht. In der Thür des Coupés erschien, sobald der Zug anhielt, der Kondukteur und rief der jungen Dame zu, daß er jetzt einen Platz in der zweiten Klasse für sie habe und daß sie umsteigen müsse. Sie stand auf und schickte sich an, der Aufforderung nachzukommen, als der Husar sich durch seine Kameraden hindurchdrängte, leichtfüßig hinabsprang und der jungen Dame seine Hand als Stütze bot. Ein leichtes Erröten überflog ihre Wangen, und alsbald fühlte sie sich von starken Armen im Schwung hinabgehoben. Sie dankte mit einem freundlichen Blick, der den höflichen Husaren an der Stelle, wo er stand, festzunageln schien, und schritt dann, dem Wink des Kondukteurs folgend, einem andern Coupé zu, wo sie zwischen Herren und Damen Platz fand.

Der Zug hatte in Pardubitz mehrere Minuten Aufenthalt, und die junge Dame konnte nicht umhin, mit einigem Interesse hinauszublicken und die Gruppe der vier Ulanenoffiziere zu verfolgen, welche mit klirrenden Sporen und rasselnden Säbeln über den Perron hinschritten und in das Bahnhofsgebäude gingen. Plötzlich erschien der Husar vor dem Coupé, warf einen forschenden Blick hinein und setzte, als er

noch Platz entdeckte, einen schmalen Fuß mit hohem Spann, vom elegantesten Stiefel bekleidet, auf die Schwelle. Im Nu war er oben, wußte die Passagiere auf der einen Bank geschickt zu teilen und ließ sich mit der unschuldigsten Miene gerade der jungen Dame gegenüber nieder.

Die mit grünem Leder überzogenen gepolsterten Bänke waren jetzt dicht besetzt. Die schöne Fremde hatte links neben sich einen beleibten Herrn mit türkischem Fez und gelbem Reisemantel, rechts eine alte, magere Dame, welche schwarze Löckchen vor den Ohren und einen weißbesetzten Hut mit blauem Schleier trug. Der Lieutenant saß zwischen einem schwarzgekleideten Herrn mit einer Zeitung in den Händen, dessen Gesicht mehr Brille als Augen zeigte, und einem Dämchen mit herausfordernder Nase und auffallender Hutfeder. In den beiden letzten Ecken saßen ein Herr und eine Dame, welche mit einander verheiratet zu sein schienen, da sie aus derselben Ledertasche frühstückten, ohne sich dabei die mindeste Höflichkeit zu erweisen.

Nachdem er diese Beobachtungen gemacht hatte, richtete der Lieutenant seinen Blick wieder auf das verschleierte Gesicht seines Gegenübers und dachte darüber nach, wie die schöne Unbekannte seine Verfolgung wohl aufnehmen möchte. Das reizende Gesicht fesselte ihn mit jedem Augenblick mehr. Es blieb kühl und gleichgiltig, kein ersehntes Lächeln über die Kühnheit des Verfolgers wollte es erhellen.

Jetzt zeigte sich der Kondukteur und fragte, wer von den Passagieren Frühstück in Böhmisch-Trübau bestellen wolle. Der Herr mit dem roten Fez bestellte, und der Lieutenant folgte dessen Beispiel. Die junge Dame sah den Kondukteur fragend an; sie schien nicht zu wissen, was diese Einrichtung bedeute. Der Lieutenant benützte die Gelegenheit, ihr zu raten, sie möge auch bestellen.

„Man kann verhungern, gnädiges Fräulein, ehe man Wien erreicht," sagte er, „denn der Zug hält nirgends lange an. Man wird uns in Böhmisch-Trübau das Frühstück in den Wagen bringen, und es ist gut und billig. Es wird von hier aus telegraphisch bestellt."

Die junge Dame dankte mit einem Kopfnicken für die Auskunft und bestellte ebenfalls Frühstück. Auch der Herr mit der Brille entschloß sich jetzt hiezu. Dann schlug der Kondukteur die Thür zu, und kurz darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Der Lieutenant studirte von neuem das schöne Gesicht, welches wieder seine Unbeweglichkeit angenommen hatte. Er vermochte, wie es schien, kein Wort aus diesen Lippen hervorzulocken. Gewiß war sie unzufrieden darüber, daß er sie verfolgte. Er verlor sich in Träumereien über ihre Herkunft, über den Zweck ihrer Reise und über die Gedanken, welche hinter dieser breiten Stirn, diesen von so schönen Wimpern beschatteten Augen wohnten. An den

Schläfen unter dem Hutrand sah er kastanienbraune Haare hervorlugen und im Nacken ein Gekräusel von goldigem Glanz, am Hinterkopf in einander verschlungene, schwere tiefdunkle Flechten. Seine Einbildungskraft stellte es ihm als entzückend vor, die schimmernden Löckchen um die Finger rollen und die Flechten aufheben zu dürfen. Ihre Lippen hatten einen weichen, lieblichen Zug; er konnte sich nicht denken, daß sie niemals geküßt hätten.

„Sie machen diese Tour wahrscheinlich zum erstenmal, mein gnädiges Fräulein," sagte er.

Die junge Dame richtete für eine Sekunde ihre Augen auf ihn, nickte aber wiederum nur mit dem Kopf, und die alte, magere Nachbarin schoß einen strafenden Blick unter ihrem jugendlichen Hut hervor auf den Lieutenant ab.

„Sie scheint stumm zu sein," sagte dieser ärgerlich zu sich selber. „Es war eine Dummheit, das anständige Coupé zu verlassen und sich hier unter der Plebs einzupferchen."

Um zehn Uhr elf Minuten kam der Kurierzug in Böhmisch-Trübau an, und hier erschien das bestellte Frühstück. Plattirte Präsentirbretter mit Aushöhlungen und Ringen zum Festhalten von Tellern, Schalen und Flaschen, ähnlich wie an den Tafeln der Dampfschiffe, wurden gebracht, und eine vollständige kleine Mahlzeit mit Rotwein ward geboten. Das war für den Lieutenant eine erwünschte Gelegenheit, sich galant zu

erweisen, denn es war sehr schwer, in dem besetzten Coupé das große Präsentirbrett unterzubringen und davon zu speisen. Rasch schob er sein eigenes Mahl unter die Bank und hielt das Brett, welches für die junge Dame gebracht worden war.

„Lassen Sie mich Ihren stummen Diener sein,“ sagte er.

Sie ließ es sich nach kurzem Zögern gefallen, und diese Gefälligkeit von seiner Seite entsiegelte zu des Lieutenants Freude endlich ihre Lippen. Sie dankte ihm freundlich und fügte hinzu, daß sie allerdings Appetit habe. Sie sprach mit norddeutschem Accent, der dem Lieutenant sehr angenehm und reizend klang. Er würde sein eigenes Frühstück vergessen haben, wenn sie hätte fortfahren wollen, zu sprechen, anstatt ihn aufzufordern, auch an sich selbst zu denken. Er beendigte sein Frühstück sehr schnell und dachte nun ernstlich daran, Fortschritte in der Gunst der Fremden zu machen.

Die Zeit verrann, er saß schon länger als drei Stunden ihr gegenüber und ward ungeduldig. So tastete er denn mit der Fußspitze nach ihrem Fuß und gab ihren Zehen einen leichten Druck. Sie sah ihn augenblicklich an und sagte mit vornehmem Ton:

„Nicht wahr, ich genire Sie ungemein!“

Er fühlte sich so rot werden, daß er sein Taschentuch ziehen und den Schnurrbart wischen mußte, um seine Verlegenheit vor der Gesellschaft zu verbergen.

Gleichwohl schien sein keckes Unternehmen insofern einen günstigen Erfolg herbeigeführt zu haben, als es dem Gedankengang der jungen Dame eine neue Richtung gab und sie veranlaßte, weiter zu sprechen. Sie betrachtete ihn zunächst einige Sekunden lang und überlegte. Er hatte ein offenes, hübsches Gesicht, von der Sonne gebräunt, doch mit sehr weißer Stirn, wie sie sehen konnte, da er seine Mütze abgenommen hatte. Seine braunen Augen hatten einen kühnen Ausdruck; er trug einen kleinen braunen Schnurrbart, und sein ganzes Aussehen hatte etwas Unternehmendes, Kriegerisches, Lustiges.

„Reisen Sie nach Wien?“ fragte die junge Dame, welche ihren Entschluß gefaßt zu haben schien.

„Ja wohl, meine Gnädige, ich reise nach Wien,“ entgegnete er in angenehmer Ueberraschung. „Werde ich das Vergnügen haben, Ihre Gesellschaft bis dorthin zu genießen?“

„Ich reise ebenfalls nach Wien,“ sagte sie. „Ich habe ein Engagement als Gouvernante im Hause des Grafen von Leinzeller. Mein Name ist Clarissa Brandes.“

„Ein sehr angenehmes Zusammentreffen!“ sagte der Lieutenant, indem er von neuem errötete. Er ward von sehr verschiedenartigen Gefühlen bestürmt. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Graf Otto von Leinzeller vorzustellen,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Es wird mein Onkel sein, in dessen Haus

Sie eintreten wollen, das ist ..." Er stockte und sah sie sinnend an, indem er sich das Haus seines Oheims und die zukünftige Stellung der jungen Dame vergegenwärtigte. „Ja, das kann nur mein Onkel sein," fuhr er fort. „Kennen Sie ihn oder meine Tante bereits?"

„Nein; auch Wien kenne ich nicht. Ich komme von England."

Der Husar versank in Nachdenken.

„Mein Onkel hat viele Kinder," sagte er dann.

„Ich weiß, er hat deren neun," entgegnete sie ruhig.

„Ja, neun Kinder, vier Knaben und fünf Mädchen," fuhr er fort; „das älteste ist achtzehn Jahre alt, schon eine junge Dame, und das jüngste vier Jahre alt, wenn ich nicht irre."

„So sagte mir Lady Northborough, bei welcher ich war und welche mich dem Herrn Grafen empfohlen hat."

„Lady Northborough?" fragte er. „Ah, ganz recht, sie ist die Schwester der Herzogin von Chatellerault, welche mit meinem Onkel befreundet ist."

„Ja, ich hatte die Ehre, der Frau Herzogin in Paris vorgestellt zu werden, und sie sprach der Lady Northborough von dem Wunsch des Herrn Grafen, eine neue Gouvernante zu nehmen."

Der Lieutenant verfiel wieder in sein Nachdenken und sah das junge Mädchen mit halb abwesendem

Blick an. Sie bemerkte, daß ihre Mitteilung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und sie hätte ihn gern nach dem Grund gefragt. Doch scheute sie sich, Fragen über das Haus, in welches sie eintreten wollte, an ihn zu richten, und zog es vor, zu erwarten, ob er von selbst darüber sprechen wollte. Sicherlich hatte er seine besonderen Gedanken über das Verhältnis, in welches sie zu seinen Verwandten kommen würde, aber sie war zu stolz, um sich neugierig oder erwartungsvoll zu zeigen.

„Meine Tante ist eine Spanierin," bemerkte er nach einer kleinen Weile.

„Ja, eine Tochter des Herzogs von Valmaseda," sagte sie.

„Sie scheinen mit den Verhältnissen schon genau bekannt zu sein."

„Nur mit den äußeren Verhältnissen, soweit Lady Northborough sie mir mitzuteilen für nötig hielt."

Der Lieutenant setzte das Gespräch über seine Verwandten nicht weiter fort, sondern fing von gleichgiltigen Gegenständen zu sprechen an, fragte nach der Dauer ihres Aufenthaltes in Paris und erzählte ihr von den großartigen Bauten, die in neuester Zeit in der Kaiserstadt teils ausgeführt, teils angefangen worden seien. Während er sich aber so mit ihr unterhielt, waren seine Gedanken wenig mit den Dingen beschäftigt, von denen er redete. Er versenkte seinen Blick und seine Seele immer tiefer in das

Anschauen des reizenden Gesichtes ihm gegenüber, war von einer nie vorher gefühlten sehnsüchtigen Glut erfüllt und dachte über das zukünftige Schicksal dieses schönen Mädchens nach, welches, wie er sich sagte, eine höchst schwierige Stellung im Hause seiner Verwandten haben würde. Die Zeit verging ihm dabei mit einer wunderbaren Schnelligkeit, so daß er ganz überrascht war, als der Zug plötzlich in die Bahnhofshalle in Wien einlief und die Fahrt beendigt war. Es erschien ihm undenkbar, daß die Reise schon zum Ziel geführt habe und daß es bereits drei Uhr nachmittags sein sollte. Er sagte zu Clarissa, daß er gleich ihr das Palais Valmaseda, wo sein Onkel wohne, aufsuchen müsse, und erbat sich die Erlaubnis, für ihr Gepäck sorgen und sie führen zu dürfen.

Sie nahm sein Anerbieten mit Dank an und stieg mit ihm in einen der zahlreichen Fiaker, die auf dem Platze vor dem Nordbahnhof auf die Reisenden warteten. Dann wurden die Koffer gebracht, auf den Wagen gehoben, und es begann eine eilige, rasselnde Fahrt über das Granitpflaster durch die langen Straßen mit ihren großen, hohen Häusern. Der Lieutenant saß wie in einem Traum neben dem schönen Mädchen in dem kleinen Raum des Wagens. Er fühlte ihr Kleid an sich, berührte, wenn er sich bewegte, ihren Arm mit dem seinigen, sah das Profil ihres Gesichtes neben sich und konnte seinen Blick nicht von ihr abwenden. Es war ihm, als hätte eine fremde,

übermächtige Gewalt sein Herz erfaßt, so daß er selbst es nicht mehr in seiner Macht hatte.

Während der Fahrt durch die Praterstraße und über die Aspernbrücke saß er schweigend da; als der Wagen nun aber über den freien Platz fuhr, an welchem die beiden roten Kasernen liegen, und hier das Gerassel des Fahrens geringer wurde, da wandte er sich, fast ohne zu wissen, was er that, mit fieberhaft glänzendem Blick an seine Nachbarin und sagte:

„Sie müssen die Meine werden, Clarissa, ich liebe Sie zum Sterben! Ich biete Ihnen mein Herz und meine Hand. Werden Sie mein Weib!“

Clarissa erbleichte und sah ihn eine Sekunde lang ängstlich an, dann aber gewann sie ihre völlige Fassung wieder und sagte in scherzendem Ton:

„Habe ich mich im Kalender geirrt, Herr Graf, und ist heute vielleicht Karneval?“

„Ich bitte Sie, halten Sie meinen Antrag nicht für Scherz,“ sagte er flehend. „Das wäre ein sehr übler Scherz! Nein, es ist mein heiligster Ernst. Ich fühle es mit völliger Gewißheit, daß Sie mein Schicksal sind. Erhören Sie mich, so werde ich glücklich, erhören Sie mich nicht, so werde ich unglücklich. Nehmen Sie meine Hand an, Clarissa, werden Sie für immer die Meinige!“

„Sie setzen mich wirklich in Verlegenheit, ob ich so unhöflich sein darf, Sie auszulachen, oder aber ob ich böse werden soll,“ entgegnete sie. „Eine

ernstliche Antwort werden Sie selbst schwerlich erwarten.“

„Ich begreife, daß Sie mich für wahnsinnig halten, aber ich spreche ganz im Ernst. Sie treiben mich zur Verzweiflung, wenn Sie Nein sagen. Es ist unpassend, es ist vielleicht wahnsinnig von mir, aber ich kann nicht anders. Sie haben eine übermenschliche Macht und treiben mich durch Ihre Schönheit über alle Grenzen des Vernünftigen hinaus. Verzeihen Sie mir mein Ungestüm und erhören Sie mich! Dies ist kein leichtsinniger Antrag von mir, ich will, wenn Sie Ja sagen, diesen selben Weg mit Ihnen zu einem Notar fahren und Ihnen dort mein Eheversprechen wiederholen.“

„Ich sehe ein, Herr Graf, wie unpassend es von mir war, mit Ihnen zusammen zu meinem Bestimmungsort zu fahren,“ entgegnete sie. „Haben Sie die Güte, halten zu lassen, damit ich aussteigen und mir einen andern Wagen nehmen kann.“

„Nein,“ rief er, „ich will aussteigen, wenn ich Ihnen lästig bin, aber hören Sie mir noch eine Minute geduldig zu. Ist es denn eine Sünde von mir, daß ich mich so schnell in Sie verliebt habe? Oder ist es ein Unrecht, daß ich es Ihnen gestehe und daß ich Ihnen einen ehrenhaften Antrag mache? Halten Sie es denn für notwendig, daß die Liebe langsam kommt? Was ist denn meine Schuld, was habe ich denn verbrochen, daß Sie so grausam gegen mich sind? Meine ganze Schuld ist Ihre Schönheit!“

Der Ausdruck der Stimme und der Züge des jungen Mannes war so aufrichtig, daß Clarissa sich überzeugen mußte, er spreche ganz im Ernst und sei wirklich durch eine sonderbar plötzliche Leidenschaft entflammt worden. Es war ihr deshalb nicht möglich, ihm zu zürnen, obwohl sie durch sein Benehmen sehr peinlich berührt war.

„Ich will es glauben, daß Sie keinen Scherz treiben,“ sagte sie, „aber wenn ich annehme, daß Sie im Ernst sprechen, so muß ich doch gewiß den Eindruck bekommen, daß Sie kein sehr vorsichtiger Mann sind. Ein Mann, der einer Dame seine Hand anbietet, ohne sie anders zu kennen als durch eine gelegentliche Unterhaltung auf der Eisenbahn, ist ganz gewiß von großem Leichtsinn. Kein vernünftiges Mädchen wird sein Lebenslos einem Mann anvertrauen, der so — unbesonnen handelt, um nicht ein schlimmeres Wort zu gebrauchen.“

Der Lieutenant fühlte bei dieser Antwort, daß das junge Mädchen von der flammenden Leidenschaft, die ihn beseelte, durchaus nicht ergriffen war, sondern kühle Ruhe und Ueberlegenheit des Geistes bewahrte. Er ward von Scham und Zorn bestürmt und fühlte doch zugleich die Liebe nur um so heftiger brennen. Ganz fassungslos im Streit seiner Empfindungen starrte er Clarissa noch eine Weile, ohne zu sprechen, an, murmelte dann einige unverständliche Worte und zog an der Schnur, um den Kutscher halten zu

lassen. Als der Wagen stillstand, grüßte er Clarissa und sprang hinaus, riß seinen kleinen Koffer herab und warf ihn auf die Straße, gab dem Kutscher die Weisung, nach dem Palais Valmaseda weiterzufahren, und rief einen Kommissionär an, der ihm den Koffer tragen sollte; dann ging er der innern Stadt zu, ohne recht zu wissen, wohin die Füße ihn trugen.

Clarissa setzte ihre Fahrt fort, indem sie mit zusammengepreßten Lippen und ernster Miene dasaß und die Gebäude der fremden, großen Stadt an ihren Augen vorüberziehen ließ, ohne sie zu beachten.

Zweites Kapitel.

Clarissa hatte noch eine lange Fahrt zu machen, bis sie das Palais Valmaseda erreichte, wo die gräfliche Familie Leinzeller wohnte, wenn sie sich in Wien befand. Denn das Palais lag im Bezirk Wieden und zwar im südlichsten Teil dieser großen Vorstadt. Endlich aber lenkte der Fiaker von der Straße ab, fuhr durch einen Thorweg in einen geräumigen Hof, in dessen Mitte eine gigantische Figur von grünlicher Bronze einen starken Wasserstrahl hervorquellen ließ, und hielt nach einer neuen Wendung vor der Halle, welche den Eingang zum Palais bildete.

Clarissa hatte ein Gefühl der Beängstigung, als sie sich vom Fenster aus in dem Hof umsah und die sie umgebenden Steinmassen betrachtete. Der Himmel war trüb und das Palais mit seinen Nebengebäuden auf dem Hof sah dunkel und unheimlich aus. Die Halle, in welcher sich mehrere Diener befanden, von denen einer an den Schlag ihres Wagens kam, war sehr finster. Die dicken, kurzen Säulen, welche die

Wölbung trugen, waren von Alter und Feuchtigkeit mit dunkelgrauer und grüner Farbe überkleidet, und die beiden weiblichen Steinfiguren in den Nischen, denen der Bildhauer vor hundert Jahren ein kokettes Hofdamenlächeln verliehen hatte, blickten jetzt wie spottend über die Verwesung.

Während Clarissa ausstieg und der Diener ihr Gepäck ablud, kam ein schwarzgekleideter Mann aus der Halle hervor, der sie fragte, ob sie die erwartete Gouvernante sei, und sich ihr dann als den Haushofmeister Seiner Gnaden des Herrn Herzogs vorstellte. Er sah Clarissa mit großer Aufmerksamkeit und unverhohlener Bewunderung an, indem er sich erbot, sie nach dem für sie bestimmten Zimmer zu führen und sie nach ihren besonderen Wünschen fragte. Er war ein untersetzter Mann mit breitem gelbem Gesicht und schlauen schwarzen Augen, der das Deutsche mit Beimischung französischer Wörter und unter wunderlichem Satzbau sprach. Clarissa bemerkte vom ersten Augenblick an eine Neigung zur Vertraulichkeit und die Miene des Beschützers an dem Haushofmeister und setzte dem kühle Ruhe entgegen. Sie wünsche nur, sagte sie, daß man ihr ihre Wohnung zeige und die Frau Gräfin von ihrer Ankunft benachrichtige.

Ihre Excellenz sei ausgefahren, entgegnete der Haushofmeister, aber Mademoiselle Allart, die frühere Gouvernante, sei noch da. Wenn das Fräulein wünsche, so würde er Mademoiselle in Kenntnis setzen.

„Ist der Herr Graf zu sprechen?" fragte Clarissa.

„Seine Excellenz ist ausgeritten," erwiderte der Haushofmeister.

Clarissa und ihr Führer waren während dieser Unterhaltung durch die Halle geschritten und wandten sich auf dem Korridor des Erdgeschoßes nach links, als ihnen ein lautes Weinen und klägliches Schreien und Bitten von Kinderstimmen aus der Ferne entgegenschallte. Clarissa beschleunigte ihre Schritte im Gefühl ihrer neuen Pflicht, als eine der Thüren auf dem Korridor sich öffnete und eine Magd herauskam, welche etwas in der Hand trug und emporhielt, während mehrere Kinder sich an sie klammerten und nach dem emporgehobenen Gegenstand griffen. Clarissa sah im Näherkommen, daß es sich um eine Maus handelte, welche sich in der Falle gefangen hatte und nun von der Magd weggetragen wurde, während die Kinder dies nicht zugeben wollten.

„O, bitte, bitte, laß sie leben!" riefen die Kleinen. „Sie hat so niedliche Augen, sie ist so reizend! O, laß sie leben, der liebe Gott hat sie doch auch geschaffen und sie will doch auch leben!"

Clarissa blieb stehen und beobachtete die Kinder, einen Knaben von etwa fünf Jahren und zwei kleine Mädchen, die etwas älter waren und Zwillinge zu sein schienen. Die Kinder waren sehr hübsch, besonders der kleine Knabe, dem schwarze Locken bis auf die Schultern fielen. Sie wollte sich eben einmischen und

es versuchen, die Kinder zu beruhigen, als eine scharfe Stimme aus der offen gebliebenen Thür ertönte, welche in französischer Sprache den Kindern zurückzukehren befahl.

„Das ist sehr dumm!“ rief es. „Schädliche Tiere müssen getötet werden. Ihr sollt auf der Stelle hieher kommen!“

„Da ist Mademoiselle Allart!“ sagte der Haushofmeister, indem er eine Dame bezeichnete, welche in diesem Augenblick auf dem Korridor erschien.

Die Kinder hatten indessen das Kleid der Magd losgelassen und kehrten gehorsam, doch unter strömenden Thränen zurück.

„Mademoiselle, ich habe die Ehre, Ihnen Fräulein Brandes, Ihre Nachfolgerin, vorzustellen,“ sagte der Haushofmeister.

„Ah!“ sagte die Französin, indem sie Clarissa prüfend ansah und dann lächelnd ihre schmalen Lippen verzog, so daß man ihre Zähne glänzen sah. „Bitte, treten Sie näher, Fräulein, ich überliefere Ihnen das Inventar und mache mich alsbald aus dem Staube. Bitte, Herr von Costa, haben Sie die Güte, daran zu denken, daß ich zur rechten Zeit nach dem Westbahnhof befördert werde.“

Der Haushofmeister nickte und versprach, für alles zu sorgen, und dann folgte Clarissa der Französin nach ihrem Zimmer, welches zwischen den Zimmern der Kinder lag. Es war ein großes Gemach mit zwei

Fenstern, welche auf einen Garten führten. In der Mitte stand ein mit grünem Tuch überzogener Tisch, an der einen Wand ein Bett und an der andern ein Sofa mit schwarzledernem Ueberzug.

„Ich habe meine Stellung aufgegeben, weil ich die beständige Eifersucht der Frau Gräfin nicht mehr ertragen konnte," sagte die Französin, nachdem sie Clarissa einen Sitz auf dem Sofa angeboten hatte. „Das ist der schwierigste Punkt in diesem Hause, und ich sage es Ihnen gleich vorher, damit Sie sich in acht nehmen können."

Clarissa sah ihr verwundert ins Gesicht und dachte darüber nach, welche Reize es gewesen sein möchten, die der Gräfin Eifersucht eingeflößt haben könnten. Die Französin war eine magere Person mit eckigen Gesichtszügen, die wie von Leidenschaften ausgebrannt und geschärft aussahen, und weder ihre dunkle Hautfarbe noch ihre stechenden Augen hatten etwas Verführerisches.

„Als ob ich es je darauf angelegt hätte, persönliche Vorzüge zur Geltung zu bringen!" fuhr Fräulein Allart fort, indem sie den Kopf zurückwarf. „Mein Gott, ich freue mich, wenn der Friede im Hause bewahrt bleibt, und nicht ich bin es, die je den Anlaß geben würde, daß die Heiligkeit der Ehe verletzt würde. Aber die Gräfin ist toll!"

Clarissa dachte, das Selbstgefühl der Französin sei dadurch verletzt worden, daß man ihr gekündigt

habe, und sie suche sich nun vor sich selbst zu erheben.

„Die Hauptsache scheint mir die Art der Kinder zu sein,“ entgegnete sie. „Wenn diese gut veranlagt und folgsam sind, so denke ich durch Vorsicht allen übrigen Schwierigkeiten begegnen zu können. Aus der kleinen Scene mit der Maus glaube ich schließen zu dürfen, daß es gutmütige und weichherzige Kinder sind.“

„Das haben sie von ihrer Mutter,“ sagte die Französin. „Sie ist die gutmütigste Frau in der ganzen Welt. Wenn sie Ihnen heute einen Skandal macht, daß Sie denken, sie wollte Sie zerfleischen, so fällt sie Ihnen morgen um den Hals und bittet Sie um Verzeihung. Nun, Sie werden ja sehen.“

„Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir noch einige Winke über meine Stellung geben wollten,“ sagte Clarissa. „Ich bin sehr glücklich darüber, daß ich Sie noch treffe, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir Ihre Erfahrungen zu nutze kommen lassen wollten.“

„Nun, was ist da viel zu sagen? Eine Stellung als Gouvernante ist überall dieselbe, das heißt, es ist das elendeste Brot, das man nur essen kann. Man ist eine Sklavin. Von früh bis abends die Plackerei mit ungezogenen Kindern, niemals Freiheit und natürlich auch niemals Dank. Was gut ist, halten die Herrschaften immer für ihr eigenes Verdienst, und was nicht gut ist, daran hat immer die Gouvernante die Schuld.“

„Ich denke, die große Zahl der Kinder wird in diesem Hause besonders viele Mühe machen. Ich hatte in England nur mit drei Mädchen zu thun. Hier sind es aber neun Kinder.“

„Natürlich!“ sagte Fräulein Allart. „Das heißt, Sie haben nicht alle zu überwachen. Die älteste ist erwachsen, und die Knaben haben einen Gouverneur, Herrn Huber, der sehr streng ist und sie gut im Gehorsam hält. Die ganz kleinen, welche noch nichts zu lernen brauchen, haben ihre Bonne. Der Tag hat folgende Ordnung: Sie gehen des Morgens mit den größeren Mädchen zur Messe, dann geben Sie ihnen drei Stunden Unterricht, mittags präsidiren Sie der ganzen Schar beim Diner, wo auch Herr Huber zugegen ist, und nachmittags haben Sie noch zwei Stunden zu geben. Abends sind Sie frei, das heißt, Sie sind natürlich nicht frei, denn wenn etwas passirt, haben Sie die Schuld. Hier haben Sie den Stundenplan,“ sagte sie, Clarissa ein liniirtes und beschriebenes Blatt Papier zeigend. „Auch die Lektionen, welche von Lehrern aus der Stadt gegeben werden, sind darauf verzeichnet. Hier in Wien ist alles das neu eingerichtet, auf dem Land ist es anders.“

„Bekümmert sich die Frau Gräfin viel um die Kinder?“

„Ja, sehen Sie, da kommen Sie auf den schlimmen Punkt. Die Frau Gräfin bekümmert sich eigentlich gar nicht um die Kinder. Sie ist jetzt immer

in Gesellschaften, und früher — nun, Sie können sich schon denken, wie das gewesen sein muß, wenn in siebenzehn Jahren zehn Kinder geboren werden. Eins ist nämlich gestorben. Also die Frau Gräfin bekümmert sich gar nicht um die Kinder, nur sobald sie bemerkt, daß der Herr Graf in die Gemächer der Kinder geht, macht sie die fürchterlichsten Scenen. Dann kommt sie auch, und dann ist sie wie der Teufel. Sie ist so eifersüchtig, daß sie es nicht sehen kann, daß eins von den Kindern den Vater umarmt. Die Kinder fürchten sich alle vor der Mutter und erschrecken, wenn sie sich einmal sehen läßt."

„Und wie stehen sie zu dem Vater?"

„Den Vater fürchten sie nicht, übrigens kennen sie ihn ebensowenig wie die Mutter. Oft bekommen sie die Eltern wochenlang nicht zu Gesicht. Der Herr Graf würde freilich öfter kommen, wenn er nicht fürchtete, die Frau Gräfin zu erzürnen. Sehen Sie, die Frau Gräfin will alles regieren, ihren Mann und die Kinder; das will aber der Herr Graf nicht, und da er den Streit nicht liebt, zieht er es vor, sich zurückzuhalten und die Gelegenheiten zu vermeiden, wo er mit der Frau Gräfin über die Erziehung in Zwiespalt kommen könnte. Seien Sie vorsichtig, rate ich Ihnen. Halten Sie Ihren Mund immer fest geschlossen. Diese Leute sind unberechenbar; wo Sie an nichts denken, bei der geringsten Kleinigkeit, bricht oft ein furchtbarer Sturm los, und wo etwas Wichtiges

vorgeht, wird es oft gar nicht beachtet. So sind diese vornehmen Leute nun einmal."

Clarissa würde durch diese Schilderung sehr unangenehm berührt worden sein und ihren zukünftigen Wirkungskreis von vornherein mißtrauisch betrachtet haben, wenn sie sich nicht zu ihrem Trost gesagt hätte, daß Fräulein Allart im Aerger über ihren Abgang stark übertreibe. Waren doch viele Widersprüche in dem, was sie erzählte! Wenn die Gräfin wirklich, wie sie sagte, die gutmütigste Frau der Welt war, so mußten sich doch alle Schwierigkeiten leicht beseitigen lassen. Daß man als Gouvernante bei vornehmen Leuten sehr vorsichtig sein müsse, wußte Clarissa schon aus eigener Erfahrung.

„Ich möchte gern die Kinder sehen," sagte sie. „Würden Sie vielleicht so freundlich sein, sie mir vorzustellen?"

„Wenn Sie mich entschuldigen wollen," sagte die Französin, „ich habe noch mit dem Zusammenpacken meiner geringen Habseligkeiten zu thun, da ich heute abreisen will. Sie sehen, es liegt hier noch allerhand herum, was Ihnen hinderlich sein wird, es sich bequem zu machen. Aber wie ich höre, ist Herr Huber im Nebenzimmer. Ich werde Sie mit ihm bekannt machen, und er kann Ihnen die unruhige Schar vorstellen."

Sie klopfte an die Thür des Nebenzimmers, aus welchem Clarissa während ihrer Unterhaltung mit Fräulein Allart das einförmige Geräusch aufsagender

Stimmen hatte herüberschallen hören, und stellte die neue Gouvernante dem Erzieher der Knaben vor.

Die Unterhaltung war bis jetzt in französischer Sprache geführt worden, jetzt aber sprach Fräulein Allart deutsch, was ihr nur unvollkommen gelang.

Herr Huber erhob sich von dem Tisch, an welchem er mit drei Zöglingen saß, und näherte sich mit geschmeidigen Bewegungen und verbindlichem Lächeln. Er war ein schlanker junger Mann, doch von etwas gebückter Haltung und mit blassem Gesicht. Die kleine geschorene Stelle auf dem Wirbel mitten in dem glatten schwarzen Haar zeigte den Geistlichen an. Bei Clarissas Anblick leuchteten seine grünlichen Augen auf, und seine Nasenflügel schienen sich in zitternde Bewegung zu setzen.

Fräulein Allart bat ihn, Clarissa mit der Jugend bekannt zu machen, da sie selbst noch für ihre Abreise Vorbereitungen zu machen habe, und entfernte sich. Herr Huber aber gab den Unterricht auf, nannte die Namen der Knaben, erlaubte diesen alsdann, in den Garten zu gehen, und führte die neue Gouvernante durch das Zimmer des Fräuleins Allart zurück nach den übrigen Gemächern der Kinder.

„Wir haben diesen Flügel des Palais ganz für uns," sagte Herr Huber, indem er ihr die Einrichtungen zeigte. „Auf dem andern Flügel wohnen die hohen Herrschaften selbst, und in der Mitte liegt ein großer Saal. Die beiden ältesten Comtessen haben ihr Zimmer für sich, und daneben schläft ihre eigene

Kammerjungfer. Dann kommt das Zimmer der drei kleinsten Comtessen, welche mit ihrer Bonne zusammen schlafen. Daneben liegt das Zimmer der beiden kleinen Grafen, welches zugleich mein Schlafzimmer ist, und alsdann das Zimmer der beiden größeren Grafen. Das Studirzimmer der Knaben ist zugleich mein Wohnzimmer."

Clarissa lernte, indem sie die Gemächer mit ihrem Führer durchwanderte, alle Kinder kennen, mit Ausnahme der beiden ältesten Töchter, welche mit ihrer Mutter spazieren gefahren waren. Die Kinder waren unter einander sehr verschieden an Aussehen und schienen auch an Temperament und Charakter von einander verschieden zu sein. Alle aber machten einen günstigen Eindruck auf Clarissa. Sie waren hübsch und von höflichem Wesen, nur schien auf ihnen ein gewisser Zwang und Druck zu liegen, gleich als ob sie mehr durch Strenge als durch Liebe beherrscht würden. Der Gouverneur führte Clarissa durch eine Glasthür am Ende des Korridors einige Stufen hinab in den Garten, wo sie die älteren Knaben mit dem Reifspiel beschäftigt fanden. Der Garten lag schmal und lang zwischen hohen Mauern und darüber ragenden Nachbarhäusern, hinter dem Palais. Er war nicht breiter als das Palais selbst, und man konnte nur durch das Erdgeschoß oder das Souterrain vom Hof aus hineinkommen, da das Palais links und rechts an die Umfassungsmauer des ganzen Grundstücks anschloß. Die

Hinterseite des großen Gebäudes sah freundlicher aus als die Front. Hier hatte sich die Farbe besser gehalten, da es nicht die Wetterseite war, und die zwölf Fenster neben einander, alle von zierlich behauenem Stein eingefaßt, gaben eine stattliche Reihe.

Clarissa sah, daß auf dem Flügel, wo nach Angabe ihres Führers die Herrschaften wohnten, die Läden von innen geschlossen wurden, und sie bemerkte dabei, daß an jedem Laden der letzten vier Fenster eine Schelle hing, welche mit gellendem Ton klingelte, als die inneren Eisenstangen vorgeschoben wurden. Sie fragte Herrn Huber, was das zu bedeuten habe.

„Diese vier Fenster sind die der Frau Gräfin," antwortete er. „Die letzten zwei sind die ihres Boudoirs, die anderen beiden die ihres Schlafzimmers. Die Frau Gräfin ist etwas ängstlich und fürchtet Einbrecher. Sie läßt die Läden auch stets sehr früh schließen, sobald die Dämmerung beginnt. Ebenso sind die Fenster auf der Seite geschlossen."

Clarissa ging mit dem Gouverneur auf die Ecke des Palais zu, wo eine schmale Zunge des Gartens zwischen den vordersten Teil des Gebäudes und die Umfassungsmauer trat. Auch hier befanden sich vor vier Fenstern die Schellen an den Läden. Wo die Zunge des Gartens aufhörte und das Gebäude unmittelbar an die Mauer stieß, befand sich eine hölzerne Treppe von wenigen Stufen, die zu einer ebenfalls mit Läden und Schelle versehenen Thür führte.

„Die Treppe führt zum Vorgemach, welches zwischen den Appartements der Frau Gräfin und denen des Herrn Grafen liegt," sagte Herr Huber. „Die Herrschaften sind sehr vorsichtig, und das ist auch wohl gerechtfertigt in einer großen Stadt, wo es so viele schlechte Menschen gibt."

Herr Huber sprach in einem weichen, breiten Ton, der für Clarissas Ohr nichts Angenehmes hatte. Es schien ihr etwas Breiartiges in seinem Organ zu liegen, und sie dachte, er müsse ein Mensch sein, der sich bemühe, seine wahre Natur unter einer glatten Decke zu verbergen.

„Im obern Stock wohnt der Herr Herzog," fuhr er fort. „Sie werden entzückt sein, ihn kennen zu lernen. Er ist ein Christ im echten Sinn des Wortes. Er hat zu Ende der dreißiger Jahre, als in Spanien die Revolution über das Königtum siegte, flüchten müssen und lebt seitdem in Wien; doch ist er einer der treuesten und thätigsten Anhänger des Don Carlos und unterstützt den heiligen Kampf, der jetzt in Katalonien begonnen hat, mit großen Summen."

Clarissa betrachtete prüfend mit ihrem klaren Blick das Gesicht des Gouverneurs, welches gleichmäßige demütige Freundlichkeit zur Schau trug, aber sie entgegnete nichts. Sie hatte schon genug Erfahrungen in ihren früheren Stellungen als Gouvernante gesammelt, um zu wissen, daß die Klugheit gebiete, fremdartigen Ansichten und Verhältnissen schweigend

zu begegnen. In den Kreisen, denen sie in England angehört hatte, war die Ansicht herrschend, Don Carlos begehe ein großes Verbrechen, indem er den Bürgerkrieg in sein Vaterland trage.

„Und die kleinen Fenster zwischen dem obern und dem untern Stock?“ fragte sie.

„Es sind die Fenster eines niedrigen Zwischenstocks, und dort wohnt die Dienerschaft. Dieser Zwischenstock wird hier in Wien mit dem Namen Mezzanin bezeichnet. Der Herr Herzog besitzt ein unermeßliches Vermögen, und es ist eine Gnade Gottes, daß dieses Geld in solchen Händen ist,“ fuhr Herr Huber fort. „Beten wir, daß die Hände, in welche es dereinst gelangen wird, seiner ebenso würdig sein mögen!“

„Diese Hände sind die des Herrn Grafen, wenn ich nicht irre,“ sagte Clarissa. „So viel ich weiß, ist die Frau Gräfin das einzige Kind des Herzogs.“

„Ja, sie ist das einzige Kind, und es wird dereinst ein ungeheurer Besitz zusammenkommen, denn auch die gräfliche Familie Leinzeller ist sehr reich. Der Herzog hatte seine Tochter ursprünglich einem vornehmen Franzosen zugedacht, und die Eltern waren über die Verbindung schon einig geworden, aber es bestand eine so leidenschaftliche Zuneigung zwischen der jungen Dame und dem Grafen, daß der Herzog seinen anfänglichen Plan fallen ließ und der Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen zustimmte. Es ist

eine Heirat aus Liebe gewesen. Ach, die Liebe ist ja unter allen irdischen Gefühlen das mächtigste!"

Herr Huber sprach diese letzten Worte mit einer besondern Betonung und blickte Clarissa dabei mit einem lauernden Schielen an, welches ihr nicht gefiel. Sie antwortete nichts darauf, er aber fing von neuem an:

„Wenn man ganz neu ist in Verhältnissen, in denen man leben soll, so ist es wichtig, in deren Eigentümlichkeiten eingeweiht zu werden. Ich bin gern bereit, Ihnen über alles, was Sie interessiren kann, Aufschluß zu geben. Wir beide sind darauf angewiesen, zusammenzuhalten und der Herrschaft gegenüber an einander Schutz zu finden. Gewiß werden wir auch bei gegenseitigem Einverständnis am besten die Wohlfahrt des Hauses wahrnehmen und unseren Pflichten zum Segen der uns anvertrauten Jugend nachkommen können. Verlassen Sie sich ganz auf meine Freundschaft; sie wird Ihnen allen Schwierigkeiten Ihrer Stellung gegenüber eine zuverlässige Stütze sein."

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Entgegenkommen," erwiderte Clarissa, „und ich glaube um so mehr, daß wir in gutem Einvernehmen mit einander bleiben werden, als wir beide gewiß die Erfüllung unserer Pflichten ohne eine andere Rücksicht als die auf das Beste unserer Zöglinge für das allein Richtige halten. Aber es fängt an, dunkel zu werden;

die Knaben können kaum noch den Reif deutlich erkennen. Ich werde in das Haus zurückkehren."

„Sie haben recht," sagte der Gouverneur. „Ich werde die Knaben mit hineinnehmen."

Clarissa ging voran und kehrte durch die Glasthür in das Palais zurück, während Herr Huber ihr mit den Knaben folgte. Im Innern des Gebäudes war es bereits dunkel geworden, so daß man die Lampe auf dem Korridor angezündet hatte. Clarissa wandte sich nach dem Zimmer des Fräuleins Allart, das von nun an das ihrige werden sollte.

Als sie die Thür öffnete, sah sie, daß eine Dame im Zimmer war, welche sich in lebhafter Weise mit der Französin unterhielt und nur einen flüchtigen Blick auf sie heftete, als sie eintrat. Sie blieb bescheiden an der Thür stehen, denn sie erkannte sogleich, daß diese Dame die Gräfin selbst sei, und sie beobachtete sie mit großer Spannung. Die Gräfin war offenbar soeben von ihrer Ausfahrt zurückgekommen, sie trug noch Hut und Mantel. Sie war eine Frau, deren Alter auf etwa vierzig Jahre geschätzt werden konnte, von nicht sehr großer Figur und ziemlich stark. Ihr Teint war noch dunkler als der der Französin, beinahe olivenfarbig, doch hatte sie im Gegensatz zu jener rote Wangen und überhaupt ein blühendes Aussehen. Sie hatte sehr große, feurige, schwarze Augen, welche durch die dichten Wimpern einen schmachtenden und glühenden Ausdruck erhielten. Sie begleitete ihre

Worte mit lebhaften Bewegungen der Arme und Hände.

„Deshalb drängt es mich, nun Sie scheiden," so rief sie lebhaft in dem Augenblick, wo Clarissa eintrat, „Ihnen innig für alle die Mühe zu danken, die Sie sich mit meinen Kindern gegeben haben, und Sie zugleich um Verzeihung zu bitten für all das Unrecht, das ich Ihnen zugefügt habe. Es ist nicht absichtlich geschehen, meine liebe Demoiselle, das wissen Sie wohl, und deshalb werden Sie meiner in Freundlichkeit gedenken und mich und meine Kinder auch künftighin in Ihr Gebet einschließen. Als ein äußeres Zeichen meiner Dankbarkeit bringe ich Ihnen hier ein unbedeutendes Schmuckstück, welches ich Sie bitte, zu meiner Erinnerung zu tragen."

Sie holte bei diesen Worten ein Etui aus der Tasche hervor, öffnete es, zog ein von Gold und Steinen funkelndes Medaillon heraus und hing es mit der daran befindlichen Kette der abgehenden Gouvernante um den Hals.

Fräulein Allart ergriff die Hand der Geberin, küßte sie und erschöpfte sich in Dankesworten. Die Gräfin aber blickte jetzt noch einmal und in fragender Weise nach der Thür, wo Clarissa stand.

„Es ist die neue Gouvernante," sagte die Französin.

Clarissa trat aus dem Schatten neben der Thür hervor, ging auf die Gräfin zu und stellte sich mit einer tiefen Verbeugung vor. Das Licht der Lampe

fiel jetzt voll auf sie, und als die Gräfin sie betrachtete und diese bezaubernd schönen Züge, diese reizende Figur und die Anmut ihrer Bewegungen sah, wich alle Farbe aus ihrem Gesicht und sie rief im Ton peinlicher Ueberraschung: „Ah!"

„Ich bitte um Entschuldigung, hier unberufen erschienen zu sein," sagte Clarissa, welche dachte, es sei der Gräfin unangenehm, bei ihrem Abschied von der früheren Gouvernante gestört worden zu sein, „doch werden mir die gütigen Worte der gnädigen Gräfin, von welchen ich Zeuge war, ein Sporn sein, durch mein Betragen eine ähnliche Anerkennung zu verdienen."

„Wann sind Sie gekommen?" fragte die Gräfin, welche fast ganz ohne Fassung zu sein schien.

„Ich bin vor etwa zwei Stunden gekommen, und ich wollte der Frau Gräfin zuerst meine Aufwartung machen, vernahm jedoch, daß Sie nicht zu Hause seien."

„Sie waren zuletzt in England bei Lady Northborough?"

„Ja wohl, gnädige Gräfin."

Die Gräfin hatte den freundlichen, beinahe zärtlichen Ton, mit dem sie zu Fräulein Allart gesprochen, völlig verloren und sprach in kurz abgebrochener, rauher Weise.

„Wenn Sie hinsichtlich der Erziehung der Kinder irgendwelcher Instruktion bedürfen, welche Ihnen Fräulein Allart etwa nicht geben kann," sagte sie, „so wenden Sie sich an den Herrn Grafen. Ich bin mit

meinem Gemahl dahin übereingekommen, daß er allein das entscheidende Wort in diesen Angelegenheiten führen soll. Es taugt nichts, wenn verschiedenartige Anordnungen getroffen werden."

Clarissa hörte diese Worte sehr befremdet, aber verneigte sich schweigend.

„Vor allem aber behalten Sie immer eins als das Wichtigste im Auge, Fräulein," fuhr die Gräfin fort. „Es ist die Religion. Die Religion ist das Fundament aller Erziehung, und sie muß allem Unterricht, den Sie erteilen werden, die Weihe geben. Ohne den Glauben ist alles Wissen nur eitel, ja vielmehr das Verderben der Seele, und ich spreche die bestimmte Erwartung aus, daß Sie sich diesen Grundsatz zur Richtschnur Ihres Benehmens und aller Ihrer Sorge für die Kinder dienen lassen werden."

Die Gräfin nickte, als sie dies mit strenger Miene gesagt hatte, den beiden Erzieherinnen zu und entfernte sich.

Clarissa und die Französin sahen einander stumm an, als sie gegangen war, und das Lächeln, womit Fräulein Allart ihre Nachfolgerin zuerst begrüßt hatte, erschien wieder auf ihrem Gesicht.

„Die Frau Gräfin hat vollständig recht," sagte sie dann, indem sie vergnügt ihr Medaillon besah, „die Religion ist die Grundlage von allem."

Clarissa ließ sich nicht auf eine Erörterung dieses Satzes ein, über welchen sie ihre eigenen Gedanken

hatte. Sie packte ihre Koffer aus, für deren Inhalt jetzt Raum geworden war, und wünschte der Französin, welcher inzwischen mitgeteilt wurde, daß ihr Wagen bereit stehe, glückliche Reise. Später nahm sie dann am gemeinschaftlichen Abendessen der Kinder zugleich mit Herrn Huber teil, und darauf zog sich der Gouverneur der festgesetzten Ordnung gemäß mit den drei älteren Knaben in sein Zimmer zurück, während die drei kleinsten Kinder zu Bett gebracht wurden. Clarissa behielt die beiden größeren Mädchen, im Alter von vierzehn und zwölf Jahren, bei sich. Die älteste war als erwachsene junge Dame in Gesellschaft ihrer Mutter auf einem Ball bei einem der Erzherzoge, wie es hieß.

Nachdem auch diese größeren Mädchen zur Ruhe gegangen waren, saß Clarissa allein bei ihrer Lampe in ihrem hohen und weiten, ziemlich dürftig ausgestatteten Gemach und dachte über die Erlebnisse dieses Tages und ihre Aufgabe für die Zukunft nach. Der Lärm in den angrenzenden Zimmern hatte einer tiefen Stille Platz gemacht; die Wucht des alten, massiven Gebäudes schien jetzt auf das Herz des jungen Mädchens zu drücken, und sie fühlte sich einsam.

Sie blickte lange, den Kopf auf den Arm gestützt, schwermütig vor sich hin. „Mut!“ sagte sie endlich laut zu sich selbst. Sie wischte mit der Hand über die Augen und nahm eine Schreibmappe von rotem Leder und mit Stahlschloß aus der Schublade ihres

Arbeitstisches. Sie öffnete mit einem kleinen Schlüssel, den sie an der Uhrkette trug, und nahm einen Brief aus der Mappe. Es war ein Brief, der mehrere Bogen lang und in englischer Sprache von einer schönen, festen Hand geschrieben war. Sie las den Brief von Anfang bis zu Ende, und dann las sie eine bestimmte Stelle zu wiederholtenmalen. Diese Stelle lautete:

„Es ist die wichtigste Bedingung zum Gedeihen des Staates, daß die Frauen zu den nämlichen Dingen verwendet werden wie die Männer, soweit die Natur, welche von der Gottheit verschieden gestaltet wurde, dies gestattet. Wenn wir die Weiber aber zu dem nämlichen verwenden wollen, so müssen wir sie in den nämlichen Dingen unterrichten, worin wir die Jünglinge unterrichten. Das mag wohl vielen lächerlich erscheinen, aber das Lächerliche wird durch die Erfahrung für die Augen verwischt, wenn der Verstand das Ergebnis vortrefflich gefunden hat, und dies liefert den Beweis, daß der ein Thor ist, wer etwas anderes lächerlich findet als das Schlechte und sich auf einen andern Standpunkt stellt als derjenige, welcher für das Schöne Ernst aufbietet. Ich behaupte aber, keines der Geschäfte, aus welchen die Verwaltung des Staates besteht, kommt einem Weibe zu, weil sie Weib, oder einem Manne, weil er Mann ist, sondern die Begabungen sind unter beide Geschlechter gleicherweise verteilt, und an allen Geschäften hat das Weib, an

allen der Mann naturgemäß Anteil. Es ist auch ein Weib zur Heilkunst geschickt, das andere nicht, und das eine tonkundig und das andere unmusikalisch von Natur, das eine geschickt zum Turnen und das andere nicht, das eine weisheitsliebend und das andere nicht, das eine willenskräftig und das andere mutlos, und so in allen Dingen und Eigenschaften, gerade wie der Mann. Darum sollen wir nicht Unterschiede machen in den Beschäftigungen zwischen Mann und Weib, sondern zwischen Ungebildeten und Unfähigen auf der einen und Gebildeten und Fähigen auf der andern Seite. Der Mann aber, welcher über Weiber lacht, welche sich mit Dingen beschäftigen, von denen er glaubt, daß sie ihm allein zuständen, der bricht ungereift der Weisheit Frucht, denn er vergißt, daß das der schönste Spruch ist: ‚Das Nützliche ist schön und das Schädliche häßlich.‘“

Clarissa blieb lange Zeit nachdenklich über den Brief gebeugt, dann führte sie das Papier mit schneller Bewegung an ihre Lippen, küßte es, sah sich um, als fürchtete sie, belauscht worden zu sein, und verschloß dann den Brief wieder in ihre Schreibmappe.

Drittes Kapitel.

Am Tage nach ihrer Ankunft hielt sich Clarissa hinsichtlich des Unterrichts an den Stundenplan ihrer Vorgängerin und erwartete fernere Vorschriften von seiten des Grafen. Aber weder der Graf noch die Gräfin ließen sich an diesem Vormittag sehen, und es verlautete auf dem Flügel der Kinder, daß sie bei Eröffnung der Ausstellung zugegen wären. Es erschienen mehrere Lehrer aus der Stadt, welche Lektionen in Musik, Zeichnen und im Italienischen gaben.

Am Nachmittag war lebhafte Erregung in der jugendlichen Welt, da eine Praterfahrt stattfinden sollte. Der Graf hatte bestimmt, daß die ganze Schar mit dem Erzieher und der Erzieherin, sowie mit der Bonne an dem Corso des ersten Mai teilnehmen sollte, und schon lange vor der bestimmten Zeit trippelten die Kleinen in großer Ungeduld umher und waren nur schwer im Zimmer zu halten. Als Clarissa um drei Uhr auf die Meldung, es sei angespannt, hinausging und auf den Hof trat, sah sie einen großen,

hohen, offenen Wagen von der Art, wie sie sie in England viel auf den Rennplätzen gesehen hatte, mit vier braunen Pferden bespannt, auf dem Hofe halten. Der Kutscher saß, die Zügel in der Hand, auf dem Bock, und drei Diener in der dunkelblauen, mit Gold verzierten Livree des Hauses Leinzeller standen bereit, die Kinder hinaufzuheben.

Mit einiger Mühe, da die Kinder ihre eigenen Wünsche hatten, wurden die Plätze auf dem Wagen verteilt, dann stieg ein Diener neben den Kutscher auf den Bock, zwei Diener hinten auf, und unter dem donnernden Schall der Rosseshufe und Räder auf dem rings umschlossenen Hofe ging es fort.

Wien war in großer Bewegung. Die Eröffnung der Ausstellung hatte eine gewaltige Menge von Fremden herbeigezogen, und mit diesen vermischt bevölkerte die einheimische Einwohnerschaft die schönen, breiten Straßen. Herr Huber, welcher sich Clarissa gegenübergesetzt hatte, beschäftigte sich diensteifrig damit, ihr die Namen der bedeutendsten Gebäude, Plätze und Straßen zu nennen und ihr Erklärungen dazu zu geben. Das Wetter war klar und ließ die prächtige Kaiserstadt in vollem Glanz erscheinen. Clarissa meinte, daß weder Berlin noch London, noch selbst Paris sich an Schönheit mit ihr vergleichen könnten.

Auf dem Stubenring war der Andrang von Wagen, welche zum Prater fuhren, so groß, daß eine Stockung eintrat. Die unübersehbare Reihe von Equipagen und

Fiakern, für deren Ordnung berittene Polizeibeamte sorgten, blieb stehen, während daneben zwei Ströme von Fußgängern sich weiter wälzten und auf dem Reitweg viele prächtige Uniformen der kaiserlichen Regimenter und viele elegante Pferde in Bewegung waren.

Während die Wagenreihe hielt, machte sich eine Erregung unter der Menge bemerklich, und es ging wie eine Woge von Kopfdrehen und Hutschwenken von hinten her durch die Menschenflut. „Die Kaiserin," hieß es, „die Kaiserin!"

Clarissa sah eine zweispännige Equipage mit großer Schnelligkeit neben der stockenden Wagenreihe heraufkommen, in welcher zwei Damen saßen, von denen die eine das ihr von Bildern wohlbekannte Antlitz der wunderschönen Fürstin zeigte. Die Kaiserin war in unaufhörlichem graziösem Neigen ihres schlanken Oberkörpers begriffen, indem sie nach allen Seiten hin die ehrfurchtsvollen Grüße des Volkes erwiderte. Clarissa verfolgte die rasch entschwindende Erscheinung mit bewunderndem Blick; sie glaubte niemals eine so herrliche Vereinigung von Majestät und Schönheit gesehen zu haben. Endlich setzte sich die Wagenreihe wieder in Bewegung, doch nur langsam und mit oft wiederholtem Halten, so daß die gewaltige Prozession sich nur gleichsam widerstrebend ihrem Ziel zu nähern schien. Clarissa beobachtete die vorbeiziehenden, unaufhörlich vorwärts flutenden Menschenwellen und dachte dabei an ähnliche Fahrten zurück, welche sie ehedem

im Hydepark mit ihren früheren Zöglingen gemacht hatte, und an die glänzende Gesellschaft, welche in Rotten Row ihre Pferde tummelte, begleitet von den staunenden und neidischen Blicken der unzähligen Menge, welche diejenigen für glücklich hält, die in seidene Kissen gelehnt oder auf dem Rücken edler Pferde dahinrauschen, als seien sie erhaben über die Drangsale des Irdischen. Und Clarissa dachte nach Hause zurück und sah vor ihrem innern Auge das unzufriedene Gesicht eines Mannes, der diese Meinung vom Glück des Reichen und Vornehmen in hohem Maße teilte und der gleich einem mastenlosen Wrack von der Höhe des Lebens fortgetrieben dalag, gescheitert in einer kleinen Stadt, deren Enge und Kleinlichkeit ihm täglich neue Veranlassung zu Klagen und zu bitterem Spott gab. Sie dachte an ihren Vater, und ein schmerzliches Gefühl zog durch ihr Herz. Dann aber blickte sie auf die Schar der Kinder, zwischen denen sie saß, und indem sie sich der Aufgabe erinnerte, welche sie sich gestellt hatte, erfüllte sich ihre Seele mit kräftiger Entschlossenheit, und sie vergaß die umgebende Welt in dem Bewußtsein, daß sie eine Arbeiterin edelster Art sei, eine Arbeiterin, die in jugendlichen Herzen den Keim des Guten zu pflegen und die Liebe zur Wissenschaft zu hegen habe.

Im Prater war das Gedränge noch größer als in den dorthin führenden Straßen, und die große Allee bot einen festlichen Anblick, indem die schönen,

großen Bäume die bunte, bewegte Menge gleichsam mit einem grünen Rahmen einfaßten. Hier hörte das Gerassel der Wagen auf, der weiche Erdboden erstickte den Lärm der Räder und der Rosseshufe, und dafür erscholl aus den Gärten der Kaffeehäuser am Wege der Klang der vortrefflichen Musik starker Militärkapellen. Die Kinder waren sehr vergnügt und wußten nicht, wohin sie Augen und Ohren wenden sollten. Auch Clarissa sah mit freudiger Teilnahme in das Gewühl hinein und beobachtete mit Interesse die Insassen aller der Wagen, die hier in der Allee einander begegneten, indem sie in unendlicher Kette und streng innegehaltener Reihenfolge auf der einen Seite hinauf und auf der andern Seite wieder herunterfuhren.

Noch einmal traf der große Wagen der Kinder des Grafen von Leinzeller mit der Kaiserin zusammen. Sie war diesmal zu Pferde. Beim Konstantinshügel hatte sie ihre Equipage verlassen und ein prachtvolles dunkelbraunes Pferd bestiegen, welches nun, gleichsam stolz auf die Last, die es trug, an der Spitze einer zahlreichen Schar in schlankem Trabe daherkam und den Wagen überholte. Hinter der Kaiserin, welche von einer Dame begleitet war, kam ein glänzender Trupp von Kavalieren. Clarissa überflog mit ihrem Blick die Reiterschar, und einen Augenblick stockte ihr Herzschlag, als sie die Uniform der Liechtenstein-Husaren erblickte und das Gesicht des Lieutenants wiedererkannte, mit dem sie gestern zusammen gereist war. Auch er

hatte sie offenbar gesehen; er wandte den Kopf zur Seite. Doch bogen jetzt zwei Reiter aus der Schar nach rechts ab und näherten sich dem Wagen, während sie ihre schnellen Pferde etwas zurückhielten.

„Seine Excellenz der Herr Graf," flüsterte Herr Huber Clarissa zu, während die Kinder mit fröhlichem Rufen den vordersten Reiter, der in Zivil war, begrüßten. Clarissa beobachtete mit Spannung die äußere Erscheinung des Mannes, der für ihr künftiges Leben eine so wichtige Bedeutung haben mußte. Er war ein Mann, den sie auf etwa vierzig Jahre schätzte, von großer Figur, soweit sie dies bei einem Reiter beurteilen konnte, und von jener Ungezwungenheit der Haltung, die sie als ein allgemeines Merkmal des vornehmen Mannes kennen gelernt hatte. Eine gewisse Abgeschliffenheit in den Formen, verbunden mit Selbstvertrauen, war ihrer Meinung nach das Wesentliche dieser Leichtigkeit des Benehmens, und solche Eigenschaften prägten sich in des Grafen Gesicht wie in seiner Haltung aus. Doch lag etwas wie Ermüdung und Gleichgiltigkeit in seinen mattblauen Augen, und hiedurch, wie durch die wenig ausgeprägten Gesichtszüge und die unbestimmte Farbe seines bräunlichblonden Vollbartes erhielt seine Physiognomie etwas Unklares, Ausdrucksloses. Dieser Ausdruck trat um so mehr hervor im Gegensatz zu der Erscheinung seines Begleiters, eines höheren Offiziers, dessen dunkelbraunes Gesicht mit kühn geschnittener Adlernase und

feurigen schwarzen Augen sehr energisch und kriegerisch erschien. Der Graf nickte den Kindern freundlich zu und reichte den ihm zunächst sitzenden seine Hand, dann lüftete er ein wenig den Hut, indem er Clarissa bemerkte, und richtete einige freundliche Worte der Begrüßung an sie.

„Ich habe von Ihrer Ankunft gehört und freue mich, daß Sie pünktlich gewesen sind," sagte er. „Hoffentlich finde ich heute Zeit, mich mit Ihnen über unsere Erziehungsprinzipien zu verständigen."

Nach diesen Worten lüftete er wieder seinen Hut ein klein wenig und lenkte sein Pferd vom Wagen weg, um der übrigen Schar der Reiter zu folgen. Der Offizier begleitete ihn, nachdem er einen langen Blick auf Clarissas Gesicht gerichtet hatte, und sie glaubte zu hören, daß er im Weiterreiten zu dem Grafen eine Bemerkung machte, welche sich auf ihr Aussehen bezog. Obwohl diese Bemerkung sehr schmeichelhaft war, empfand sie dieselbe, da ihre Gedanken auf etwas ganz anderes gerichtet waren, nämlich auf die Stellung, welche sie als Erzieherin inne hatte, fast wie eine Beleidigung. Gewiß war sie darüber, daß er dem Grafen eine lächelnde und etwas boshafte Miene zeigte. Sie errötete und wandte ihren Blick zur Seite. Da bemerkte sie in demselben Augenblick, daß ein sehr eleganter Zweispänner auf der andern Seite der Allee heraufkam und daß in demselben die Gräfin und ihre älteste Tochter saßen.

Die Gräfin sah mit vorgebeugtem Kopf aufmerksam herüber und winkte mit der Hand einen Gruß, den einige der Kinder mit Nicken erwiderten. In einer Minute war alles vorüber.

Clarissa hörte ein leises Räuspern in ihrer Nähe, und sie wandte sich zu Herrn Huber, der sie bedeutungsvoll ansah.

„Die Herrschaften sind immer sehr in Anspruch genommen," sagte er. „Es gibt immer Diners und Soupers, und Bälle und Konzerte, und Rennen und Ausstellungen und dergleichen. Uns Erziehern bleibt die Sorge für das Wohl unserer Zöglinge fast ausschließlich überlassen, aber wenn wir nur recht zusammenhalten und uns mit einander verständigen, wird ja der Segen des Höchsten unserem Werk nicht fehlen."

„Unsere Aufgabe kann doch immer nur sein, den Absichten der Eltern genau nachzukommen," erwiderte sie.

„Gewiß," sagte er mit sanfter Stimme und niedergeschlagenen Augen, „und ich darf auch wohl nicht annehmen, daß Sie mich anders als in diesem Sinn verstanden haben."

Clarissa hatte die Empfindung, Herr Huber habe ihre Entgegnung wie eine Ablehnung aufgefaßt, und sie hatte schon genug Erfahrung im Leben erworben, um es für bedenklich zu halten, daß ihr in diesem Kollegen von Anfang an ein Feind erwachsen sollte.

Sie fügte deshalb ein paar Worte über die interessante Praterfahrt hinzu und fragte dann, wer der Offizier gewesen sei, der den Grafen begleitet habe.

„Das war der Feldmarschallieutenant von Edelstetten, der intimste Freund Seiner Excellenz.“

Er fuhr dann fort, über diesen Offizier zu sprechen, erzählte von seinen Beziehungen zum gräflichen Hause und schien bestrebt zu sein, Clarissa so viel wie möglich in die Verhältnisse der Familie einzuweihen, wobei er sich mit großem Geschick in Ausdrücken und Wendungen bewegte, welche für die anwesenden Kinder unverständlich sein mußten. Doch Clarissa hörte dieser Unterhaltung, welche gleichsam verschleiert erschien, indem alle Sätze doppelsinnig waren, nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Ihre Gedanken waren von der Bemerkung des Generals in Anspruch genommen und beschäftigten sich mit einer allgemeinen und für sie bedeutungsvollen Frage, die wiederum durch jene schmeichelhaften Worte in ihr angeregt worden war.

Sollte es denn ganz unmöglich sein, so fragte sie sich, daß sie als Weib jemals als das anerkannt werden würde, was sie doch sein wollte? Sollte sie niemals ernsthaft genommen werden? War es vergeblich, daß sie ernstlich studirt hatte und, wie sie hoffte, an Bildung und Charakter einem Mann gleichstand in pädagogischer Fähigkeit? Blieb sie immer nur das Spielzeug der Männer, wie die meisten ihresgleichen, geschätzt oder verachtet wegen der äußerlichen Erscheinung?

Eine Larve, gut genug, um der Männer Begierden zu erregen, aber kein Mitglied der Gesellschaft im Vollwert einer denkenden und wirkenden Persönlichkeit? War es das unabänderliche Los des Weibes, dem Kinde gleich unter der Bevormundung des Mannes zu stehen, gehätschelt, spielend behandelt, ja auch geliebt, aber niemals gleichberechtigt, niemals wegen seiner Leistungen in Leben und Wissenschaft angesehen?

Solche Betrachtungen beschäftigten Clarissas Gemüt während der Fahrt, und sie blickte zugleich erwartungsvoll dem Gespräch mit dem Grafen entgegen, welches für den Erziehungsplan der Kinder entscheidend werden sollte. Es schien ihr nicht von guter Vorbedeutung zu sein, daß der Graf erst jetzt zu einer so wichtigen Angelegenheit Zeit fand, aber sie kannte das Leben der Vornehmen und wunderte sich nicht darüber. In dieser Hinsicht mußte sie Herrn Huber recht geben. Die Großen glaubten, daß sie die Verpflichtung gegenüber ihren Kindern damit zum größten Teil abgekauft hätten, daß sie tüchtige Erzieher mieteten, und ihr Vergnügen blieb ihnen immer die Hauptsache. Wer weiß, fragte sie sich, ob er überhaupt schon heute eine Viertelstunde herausfindet, um mir seine Befehle zu geben?

Aber sie wartete heute nicht vergeblich. Während sie nach dem Abendessen die Beschäftigungen der Mädchen überwachte, trat der Graf herein, liebkoste die Kinder und fragte höflich, ob es dem Fräulein genehm sei, ihn zu empfangen.

„Vielleicht sprechen wir am ungestörtesten auf meinem Zimmer," setzte er hinzu.

Clarissa verneigte sich und ging in seiner Begleitung nach dem andern Flügel hinüber. Er fragte, während sie die Vorhalle und zwei Gemächer durchschritten, nach dem Verlauf ihrer Reise und nach den Eindrücken, welche Wien auf sie gemacht habe, hörte aber, wie es Clarissa vorkam, nicht auf ihre Antworten.

Als das Zimmer des Grafen erreicht war, bot er Clarissa einen Sitz auf einem niedrigen türkischen Diwan an, setzte sich in seinen Arbeitssessel vor einen gewaltig großen, mit vielen Büchern bedeckten Schreibtisch und sah nachdenklich vor sich hin.

„Sehen Sie, Fräulein," sagte er dann, „die Verhältnisse, welche wir zu besprechen haben, sind etwas delikater Natur, aber ich zweifle nach dem, was mir die Frau Herzogin von Chatellerault über Ihre Persönlichkeit gesagt hat, nicht daran, daß mein Vertrauen zu Ihnen vollständig berechtigt ist."

„Ich werde mir Mühe geben, dies Vertrauen zu verdienen," entgegnete Clarissa.

„Es ist nicht sowohl die große Schar von Kindern, welche Ihrer Obhut empfohlen ist," fuhr der Graf fort, „als vielmehr die ganz besondere Lage, worin wir uns befinden, welche die Aufgabe der Erzieherin etwas schwierig macht. Auf jeden Fall bitte ich Sie, bei jeder vorkommenden Disharmonie —

Stockung im Betriebe — wie soll ich sagen? — sich an mich persönlich wenden zu wollen."

„Die Frau Gräfin sprach sich mir gegenüber schon in demselben Sinn aus."

„So, that sie das?" fragte der Graf mit zerstreuter Miene. „Ja, ich erinnere mich, sie sprach mir davon. Sehen Sie, Fräulein Brandes, um gleich den Kernpunkt der Frage zu berühren: die Gräfin ist Spanierin von Geburt und äußerst religiös erzogen. Sie wissen, daß hierin verschiedene Abstufungen existiren können und daß ein Mensch mehr als der andere zur Religiosität hinneigen kann, ohne daß deshalb sein moralischer Wert oder die Güte seines Charakters zu leiden braucht. Ich für meine Person halte es, obwohl ich gewiß ein guter Katholik bin, angesichts der wissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit nicht für zweckmäßig, auf ein kindliches Empfinden schon von früh an einen Druck in einer bestimmten Richtung auszuüben, und hierüber besteht zwischen meiner Frau und mir eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten, während wir in allen übrigen Stücken natürlich vollständig übereinstimmen. Das ist der empfindliche Punkt, den ich mit Ihnen zu besprechen mir vorgesetzt habe. Wie ich von der Frau Herzogin von Chatellerault hörte, sind Sie für Ihre Person nicht eigentlich zu den strengen — wie soll ich sagen? — zu den bigotten Gläubigen zu rechnen, und das ist für mich der entscheidende Grund gewesen, Sie zu engagiren.

Nicht wahr, ich habe mich hierin nicht geirrt und Sie verstehen meine Intentionen?"

Clarissa fühlte sich bei diesen Worten des Grafen sehr unbehaglich. Die bis jetzt noch in unbestimmten Umrissen vor ihr stehende Schwierigkeit ihrer Aufgabe schien deutliche Gestalt anzunehmen, und sie hatte die peinliche Empfindung, daß ihre Stellung im Hause auf die Dauer unhaltbar sein müsse, wenn die Ansichten des Herrn und der Frau vom Hause in dem wichtigsten Punkte so weit auseinandergingen. Auch die Bemerkung über ihre religiöse Ueberzeugung klang ihr unangenehm, denn sie hatte sich in ihrem Innern einen Tempel Gottes erbaut, zu dem sie ungern fremden Leuten den Zutritt gestattete.

„Haben Sie die Güte, Herr Graf," entgegnete sie, „mir ganz bestimmte Vorschriften zu geben. Ich werde dann genauer sehen, wie weit ich nach jeder Richtung hin gehen darf. Natürlich setze ich dabei voraus, daß Sie in Bezug auf die Erziehung Ihrer Kinder keinen Wunsch haben werden, der etwas enthielte, was gegen mein Gewissen sein könnte."

„Ganz bestimmte Vorschriften — hm — die würden so leicht nicht zu geben sein. Das sind eben Dinge, welche ich Ihnen überlassen muß. Ihre pädagogische Wissenschaft, Ihr Takt müssen Ihnen da das Richtige an die Hand geben. Ich kann nur im allgemeinen meine Gesichtspunkte bezeichnen. Es ist mein Wunsch, daß die Kinder möglichst wenig mit

religiösen Dogmen belastet werden und eine unbefangene Anschauung gegenüber den Wissenschaften der Neuzeit bewahren, ohne daß sie doch mit den Anforderungen der Kirche in Zwiespalt geraten. Denn ohne eine gewisse Beachtung der religiösen Formen können sie es im künftigen Leben zu nichts bringen, weder im Staatsdienst noch im bürgerlichen Leben Erfolg haben."

„Das ist eine sehr schwierige Aufgabe für mich," sagte Clarissa kopfschüttelnd, „und sie wird noch dadurch erschwert, daß die Frau Gräfin die Religion als die Hauptsache in der Erziehung ansieht und sicherlich im Umgang mit den Kindern demgemäß ihren Einfluß geltend machen wird."

„Gewiß, es ist schwer," versetzte der Graf, „aber ich denke, es wird nicht unmöglich sein. Sehen Sie, ich will mich ganz offen gegen Sie aussprechen, denn ich entnehme aus Ihren Worten schon genug, um annehmen zu dürfen, daß Sie auf einem vernünftigen Standpunkt stehen. Wir sind ja alle in einer unklaren Lage, und unser ganzes Dasein ist gewissermaßen eine Heuchelei. Wir besuchen die Kirche, hören die Messe, reden von Gott, von der Jungfrau Maria, von den Heiligen und so weiter und wissen doch auf der andern Seite, daß die Naturgesetze unverbrüchlich sind, daß das Beten sie nicht ändern kann und daß alles nach einer ganz bestimmten Notwendigkeit vor sich geht, welche wir naturgemäße Entwicklung im Kampf ums Dasein nennen. Kein gebildeter Mensch

kann sich dieser Einsicht verschließen, und ich wünsche nicht, daß meine Kinder gewaltsam von den Früchten dieser Erkenntnis ausgeschlossen werden. Sie würden damit der eigentlichen Erleuchtung beraubt werden. Auf der andern Seite aber müssen doch die Formen beobachtet werden. Man kann sich der Kirche nicht widersetzen, weil es einmal nicht geht. Das ganze Staatsgebäude würde zusammenbrechen, wenn die Wahrheit zur Geltung käme, daß es überhaupt einen Gott gar nicht gibt und daß alle Religionen nur aus Herrschsucht von den Priestern erfunden sind. Ganz besonders meine Kinder aber, welche doch Aussicht haben, die beste Carrière zu machen, dürfen sich nicht mit der Kirche verfeinden, weil sie sonst niemals vorwärts kommen können. Da müßten Sie nun den richtigen Mittelweg finden. Ihre Vorgängerin war ganz in den Händen der Jesuiten. Beiläufig bemerkt, ist auch Ihr Kollege, Herr Huber, ein Katholik von der strengsten Kirchlichkeit. Aber ich werde es so einrichten, daß Sie die oberste Leitung haben und daß Sie auch Herrn Huber Ihre Befehle erteilen. Denn ich verlasse mich auf Sie, daß Sie den von mir bezeichneten Intentionen nachzukommen wissen werden."

„Erlauben Sie, daß ich auch Ihnen meinen Standpunkt klar darlege, Herr Graf," entgegnete Clarissa, „denn ich will nicht, daß Sie sich hinsichtlich meiner irgend einer falschen Meinung hingeben. Sie stellen es als eine Wahrheit hin, daß es keinen Gott gebe.

Ich denke aber, daß überhaupt nichts Bestand hätte und daß wir weder von der Welt, noch von den Naturgesetzen, noch von uns selbst überhaupt nur reden könnten, wenn es keinen Gott gäbe. Denn was ist die Welt mit ihren Erscheinungen anderes als das Kleid, als die äußere Hülle eines Unbegreiflichen, den wir zu erfassen zu schwach sind? Wir können doch überhaupt gar keinen Ausdruck gebrauchen, kein Wort im Munde führen, welche sich auf das Wissen, auf die Wahrheit, auf die Gesetzmäßigkeit bezögen, ohne dabei an ein Seiendes zu denken, und dies Seiende eben ist die Gottheit. Aber es ist wohl nur der Name, über den wir verschiedener Meinung sind, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie sich, wenn Sie von Naturgesetzen sprechen, etwas anderes darunter denken als eben Gott. Was mich betrifft, so würde ich fürchten, die Sünde gegen den heiligen Geist zu begehen, wenn ich in den Seelen der Kinder die Erkenntnis eines allwaltenden, allmächtigen, allgütigen Wesens unterdrücken wollte, durch welche allein sie glücklich und gut sein können. Ich betrachte aber den Gottesdienst unserer Kirche als ein äußeres Hilfsmittel, die Erkenntnis der Gottheit in unseren Seelen lebendig zu erhalten. Wäre ich eine Protestantin, so würde ich den Gottesdienst der protestantischen Kirche heilig halten, wäre ich eine Buddhistin, so würde ich den Tempel Buddhas verehren. Denn die äußere Religion ist zwar nur ein unvollkommenes Bestreben,

Gott zu dienen, aber doch in jeder Form ein notwendiger Ausdruck unseres Herzensbedürfnisses. Der wahre Gottesdienst freilich besteht in einem tugendhaften Leben, und ich werde die mir anvertrauten Zöglinge dazu anzuhalten suchen, daß sie in den Vorschriften unserer Religion den besten Weg erblicken, um den Kernpunkt aller Religionen zu erreichen, nämlich die Liebe zu Gott und dem Nächsten."

Der Graf blickte Clarissa, während sie sich dergestalt mit Entschiedenheit und nicht ohne Erregung aussprach, unverwandten Blickes an. Das Licht der drei Kuppeln von Milchglas, die in der Mitte des reich ausgeschmückten Zimmers von der Decke herabhingen, ließ Clarissas schöne Züge in voller Beleuchtung hervortreten, und der Graf betrachtete, ganz in den süßen Klang ihrer Stimme versunken, die Bewegung ihrer schwellenden Lippen, den Glanz ihrer Zähne, den Schimmer ihrer dunkelblauen Augen und die Wellen ihres Haares. Er antwortete nicht, als die Gouvernante schwieg, sondern blieb in Sinnen verloren. Es lag ein rötlicher Schein auf allen Gegenständen, indem das Gaslicht von dunkelroten Tapeten zurückgeworfen wurde, und Clarissas Gesicht erschien, von diesem warmen Ton übergossen, ganz besonders reizvoll. Der Graf saß weit von ihr entfernt. Die Verhältnisse des Zimmers waren groß. Ihr Antlitz und ihre Büste erschienen ihm auf dem dunklen Hintergrund der Wand wie das vollendetste

Bildnis weiblicher Anmut, von dem größten Meister dargestellt.

Während er sie so betrachtete und sich sagte, daß sie weit schöner sei, als ihre Photographie angekündigt habe, klopfte es an die Thür und der Feldmarschall-lieutenant von Edelstetten trat herein. Clarissa erhob sich und fragte, ob der Herr Graf noch Befehle für sie habe. Er erwiderte, daß er am folgenden Tag das Nähere mit ihr bereden wolle, und nannte seinem Freund ihren Namen. Dann ging sie mit einer Verbeugung gegen die beiden Herren, und der General blickte ihr lächelnd nach.

„Wenn die ebenso gelehrt wie hübsch ist, so hast Du einen guten Treffer gehabt," sagte er zum Grafen.

„Ich sprach mit ihr über unsern Erziehungsplan, und sie scheint mir eine ausgezeichnete Bildung zu besitzen," antwortete dieser.

„Weißt Du, wen ich heute abend gesehen habe?" fragte der General mit schlauem Augenblinzeln.

„Nun?"

„Denke Dir, wie ich vom Diner komme, stoße ich gerade vor der Thür des Hotels auf ein Frauenzimmer, das mir sonderbar bekannt vorkommt, obwohl es halb dunkel war. Sie sieht mich auch an, wir bleiben stehen, und ich entdecke Therese Gaëtan. Ich fragte, woher sie komme und was sie für Pläne habe, da erzählte sie mir, sie suche ein Engagement und hoffe, daß die Ausstellung ihr das erleichtern werde.

Alle Welt scheint zu denken, daß die Ausstellung hier eine Art von Märchenland hervorzaubern müsse. Es ist ihr schlecht gegangen, aber sie sieht noch immer brillant aus. Ihr Mann hat Unglück gehabt, wie sie behauptet. Ich vermute, er hat falsch gespielt. Sie haben ihn in Venedig festgesetzt. Nun zieht sie wieder herum. Sie behauptet, ihre Stimme hätte durchaus nicht gelitten, und wenn es ihr nicht gelänge, engagirt zu werden, würde sie Konzerte geben. Sie fragte gleich nach Dir und war sehr erfreut, zu hören, daß Du in Wien seiest. Ich habe uns auf heute abend um zehn zum Souper bei ihr angemeldet, da kann sie uns erzählen. Sie wird genug Lustiges wissen. Sie ist ein interessanter kleiner Teufel."

Der Graf machte wider Erwarten seines Freundes kein sehr erfreutes Gesicht.

„Offen gestanden, mein bester Karl," sagte er, „ich bin nicht sehr geneigt, wieder mit ihr anzufangen."

„Wie, und Du warst doch so unglücklich, als sie fortging? Ich denke, ich thue Dir den größten Gefallen."

„Nun, meinetwegen! Ich komme mit. Aber ich kann wohl sagen, ich habe diese Geschichten ein bißchen satt. Sie kann uns erzählen, aber ich denke nicht, mich wieder mit ihr einzulassen."

„Ich glaube, Du wirst zu gelehrt, mein alter Freund," sagte der General kopfschüttelnd. „Ich finde Dich zu oft an diesem großen Tisch mit den staubigen alten Büchern. Ich rate Dir, gib das auf.

Du denkst zu viel über Dinge nach, die den Menschen verrückt machen müssen."

Der General sprach noch weiter über dieses Thema, aber der Graf hörte nur mit geteilter Aufmerksamkeit zu. Er schien von einem bestimmten Gegenstand, über den er nicht sprach, sehr in Anspruch genommen zu sein, und Therese Gaëtan schien sich nur noch eines geringen Interesses bei ihm zu erfreuen.

Beide Herren begaben sich nach einer Weile in den oberen Stock, wo sich im Salon des Herzogs von Valmaseda ein Kreis von Freunden und Bekannten versammelt hatte.

Viertes Kapitel.

Der Herzog von Valmaseda hatte in dem von ihm bewohnten Stock die alte Einrichtung der Gemächer beibehalten, welche vor dreißig Jahren Mode gewesen war, und sein Salon machte einen wunderlichen Eindruck auf Leute, die aus modernen Häusern kamen. Die Möbel von massivem Mahagoni, mit Ueberzügen von gelbem Sammet, die gelbseidenen Vorhänge an den Fenstern, die goldenen Figuren, welche von goldenen Konsolen getragen wurden, waren ehedem prunkvoll gewesen, aber Gold und Seide waren jetzt verblaßt, und die Form der Stühle, Tische, Konsolen und Sofas erschien altfränkisch. Es war der Geschmack einer vergangenen Zeit, der in diesem Salon herrschte, und eine kalte, nüchterne, steife Vornehmheit sprach sich gleichsam in der Luft aus, die ihn erfüllte. Die vier Fenster, welche nach dem Garten gingen, ließen nur eine feuchte, kalte Luft, niemals einen Sonnenstrahl herein; trotz des Feuers im Kamin hatte der hohe, weite Raum keine behagliche Temperatur.

Nur das Lampenlicht machte diesen Salon einigermaßen erträglich, während am Tage eine grünliche Dämmerung darin herrschte und seine frostige Unbehaglichkeit vermehrte. Der Herzog war ein Mann vergangener Zeiten, und wie die Ereignisse der dahinrollenden Jahre nicht vermocht hatten, seinen Sinn zu ändern und ihn freundlich zu stimmen gegen die neuen Zustände in der Politik, so hatte auch die veränderte Geschmacksrichtung der neuen Zeit ihn nicht dahin bringen können, Dinge für schön und bequem zu halten, welche nicht in der Mode waren, als sein Haar noch ungebleicht ihm das ernsthafte, stolze Antlitz umgab. Freilich meinten seine Freunde und meinte auch seine Tochter, sowie sein Schwiegersohn, der Graf von Leinzeller, daß nicht allein die Liebe für das Alte, sondern auch die Anhänglichkeit an sein Geld den alten Herrn von Umwälzungen zurückhielte, welche seinem Palais ein wohnlicheres und eleganteres Aussehen hätten geben können. Des Herzogs Güter in Spanien, seine großen Schafherden, die auf den sonnigen Höhen Andalusiens weideten, trugen ihm ein fürstliches Einkommen, aber der zähe Greis legte die stattlichen Summen, welche seine Verwalter ihm sandten, in englischen Konsols an und hielt seinen Haushalt in Wien auf sparsamem Fuß. Nur nach einer Seite hin stand seine Hand offen: für die Sache des Don Carlos, dessen Ansprüche ihm geheiligt und dessen Ziele ihm von Gott selbst vorgezeichnet erschienen, vermochte er

die größten Opfer zu bringen. Gegenwärtig standen gegen zehntausend bewaffnete Männer unter Oberbefehl des Generals Dorregaray in den Provinzen Navarra, Biscaya, Guipuzcoa, Alava und Logrono, um gegen die Regierung zu kämpfen; schon hatte König Amadeus das Land verlassen, und die Republik konnte, wie der Herzog von Valmaseda überzeugt war, nicht lange mehr dem echten König widerstehen. Große Summen Geldes flossen aus den Taschen des deutschen und österreichischen hohen Adels in das Hauptquartier des Don Carlos, und der Herzog von Valmaseda, zu alt, um selbst das Schwert zu ziehen, entsandte die sorgsam gesparten goldenen Waffen seiner eisernen Truhen in verschwenderischer Fülle auf den Kampfplatz.

Als der Graf von Leinzeller und sein Freund, der Feldmarschalllieutenant von Edelstetten, in den Salon eintraten, fanden sie eine Gesellschaft von etwa fünfzehn Personen dort versammelt. Der Herzog selbst stand in der Mitte des Raumes unter dem brennenden Kronleuchter in eifrigem Gespräch mit einem geistlichen Herrn, und einige andere Gruppen von Herren und Damen hatten sich vor dem Kamin und in der einen Ecke des Salons um einen runden Tisch versammelt, während zwei herzogliche Diener Limonade, Früchte und Backwerk präsentirten. Die beiden neu hinzukommenden Herren begrüßten den Herzog und hörten seinem Gespräch mit dem Geistlichen zu.

„Die Revolution selbst ist es, welche wir bekämpfen,“

sagte der alte Herr, indem seine lange, dürre Gestalt sich gerade aufrichtete und die schwarzen Augen in dem langen gelben Gesicht feurig blitzten. „Wird es erst gelungen sein, den König Carlos auf den Thron seiner Väter zu setzen und das göttliche Recht in Spanien wiederherzustellen, so ist ein gewaltiger Schlag für Gott und seine Kirche geführt, und der Segen für alle Throne kann nicht ausbleiben. Denn auch die Republik in Frankreich wird dadurch erschüttert, und der revolutionäre Geist in Italien wird erschreckt werden. Ich hoffe es noch zu erleben, so alt ich auch bin, daß dem heiligen Vater sein weltlicher Besitz zurückgegeben wird und daß unsere heilige Kirche auch über den Greuel des Protestantismus in Deutschland siegt."

„Das gebe unser Herr Jesus Christus und die allerseligste Jungfrau!" entgegnete der Pater.

Der Graf wandte sich ab und näherte sich der Gruppe, welche um den Tisch in der Ecke versammelt war. Hier saß die Gräfin und neben ihr der hübsche Husar, welcher so schnell von der Liebe zu Clarissa überwunden worden war; auf der andern Seite ein schlanker, dunkeläugiger Mann, der Fürst della Rocca aus Neapel, welchen die Gräfin zum Gatten ihrer ältesten Tochter, der Comtesse Emilie, bestimmt hatte. Diese junge Dame, ein zartes und liebliches Frauenbild, das von der Mutter die tiefen dunklen Augen, vom Vater die helle Hautfarbe geerbt hatte, saß neben dem Fürsten. Mehrere andere Herren und Damen

ergänzten den Kreis, unter ihnen eine Madame Foscarini, Gemahlin eines italienischen hohen Staatsbeamten, welche sich unter der allgemeinen Aufmerksamkeit der Anwesenden mit der Gräfin über einige wunderbare Erscheinungen automatischen Schreibens unterhielt, welche sie erlebt haben wollte. Sie behauptete, daß es manche Menschen gäbe, welche die Kraft hätten, Dinge zu schreiben, welche über ihr Wissen hinausgingen. Sie brauchten sich nur mit einer Feder oder einem Bleistift in der Hand vor ein Blatt Papier zu setzen, und ihre Hand auf das Papier zu legen, um dann die Feder von selbst schreiben und ihnen auf unausgesprochene Fragen Antwort geben zu sehen.

„Verzeihen Sie mir," sagte die Gräfin von Leinzeller, „ich bin ganz gewiß, daß Sie das nicht behaupten würden, wenn Sie nicht überzeugt wären, vollgiltige Beweise dafür zu haben, aber ich für meine Person könnte etwas so Wunderbares doch niemals glauben, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte."

Der Lieutenant der Liechtenstein-Husaren lachte, mehrere der Gesellschaft stimmten in das Lachen ein, und es wurden zu gleicher Zeit verschiedene Meinungen laut, welche sich sowohl für als gegen die Möglichkeit übernatürlicher Einwirkungen aussprachen.

„So lassen Sie es uns einmal versuchen," sagte Madame Foscarini. „Lassen Sie uns alle ein Blatt

Papier und eine Bleifeder zur Hand nehmen und versuchen, ob jemand unter uns ist, der die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen kann."

Der Vorschlag wurde angenommen, und der Lieutenant sprang dienstfertig auf, um das notwendige Material herbeizuschaffen. Während er sich aber erhob, glitt ein zierliches Taschenbuch von schwarzem Leder aus der Tasche seines Attila und fiel zu Boden. Er bemerkte es nicht, die Gräfin aber hob es auf und sagte:

„Du hast mich heute abend so neugierig mit diesem Portefeuille gemacht, lieber Otto, daß ich jetzt notwendig sehen muß, was Du darin hast."

„Ich bitte, ich bitte," rief der Husar errötend und sehr verwirrt, „Du wirst doch nicht so indiskret sein, beste Tante! Ich schwöre Dir, daß nichts darin ist!"

„Nichts?" fragte die Gräfin lachend. „Warum hast Du denn heimlich ein halbes Dutzendmal hineingesehen? Ich will wetten, es ist etwas sehr Hübsches darin!"

Und ehe der Lieutenant ihr das Ledertäschchen wegnehmen konnte, hatte sie es geöffnet. Der lachende Ausdruck verschwand sogleich aus ihren Zügen, sie machte das Täschchen wieder zu, reichte es ihrem Vetter zurück und sah ihn fragend an.

„Es ist ein Scherz, weiter nichts," sagte er ihr mit leiser Stimme, sich zu ihrem Ohr niederbeugend. „Ich habe das Bild Deinem Mann vom Schreibtisch

genommen, und ich werde es wieder dorthin bringen. Bitte, plaudere diese kleine Thorheit nicht aus."

„Gut," entgegnete die Gräfin ernsthaft, „ich werde Dein Geheimnis bewahren. Aber es ist mir unbegreiflich, was Du an dem Bild gefunden hast."

Der Lieutenant entfernte sich rasch, um seine Verlegenheit zu verbergen, und kehrte bald mit Papier und einigen Bleifedern zurück, welche er in Stücke teilte, um jedem einen Teil davon zu geben. Alle im Salon befindlichen Personen hatten sich, durch die lebhafte Bewegung an der Gräfin Tisch angezogen, dort in der Ecke versammelt und sahen dem Spiel zu, welches der Kreis um den runden Tisch aufführte, indem ein jeder, den Stift auf dem Papier, erwartungsvoll und schweigend dasaß.

Eine Zeit lang bewegte sich nichts, und einer blickte den andern an, lächelte und sah dann auf Madame Foscarini, welche allein ernsthaft blieb und gleichsam die Präsidentin der Gesellschaft war. Endlich, als man bereits ungeduldig zu werden anfing, schien die Hand der Gräfin in Bewegung zu geraten. Sie zuckte, und der Bleistift begann hin und her zu fahren.

„Ich bin nervös geworden, deshalb schreibt das Ding," sagte sie.

Der Bleistift fuhr hierhin und dorthin, es entstanden unregelmäßige Linien auf dem Papier, und endlich warf die Gräfin den Stift hin.

„Sehen Sie," sagte sie, „es sind nur Kritzeln, gleich als wäre ein Huhn über das Papier gelaufen. Die Muskeln fangen an zu zucken, wenn sie lange in derselben gezwungenen Lage bleiben."

„Natürlich!" sagte der Graf, welcher seiner Gemahlin über die Schulter sah. „Denn es ist alles natürlich, was geschieht, und etwas Widernatürliches ist ein Widerspruch in sich selbst."

Der Pater auf der andern Seite des Tisches räusperte sich und sah den Grafen mit einem vielsagenden Lächeln an.

Die Italienerin nahm das Papier zur Hand, prüfte die verschlungenen, ungleichmäßigen Züge und sagte:

„Das hier ist allerdings nichts, so viel ich sehe, aber ich versichere, es wohl zehnmal erlebt zu haben, daß eine leserliche Schrift entstand. Lassen Sie es uns noch einmal versuchen."

„Ich erlaube mir einen Vorschlag," sagte der Graf. „Auf die bisherige Weise können wir nicht erfahren, ob die Schriftzüge, welche etwa entstehen sollten, freiwillig oder unfreiwillig, vielleicht durch Geisterhand, gezogen werden. Es müßte wohl eine bestimmte Frage gestellt werden, und dann müßte eine passende Antwort erfolgen."

„Gut," versetzte die Gräfin, „ich werde eine Frage stellen." Nach diesen Worten wendete sie sich an den Lieutenant und ließ sich von ihm das Ledertäschchen ausliefern. „Ich habe Dir versprochen, Dein

Geheimnis zu bewahren," sagte sie lachend, „aber Strafe muß sein, und ich werde Dich der Verräterei der Geister aussetzen. — Wessen Bild ist in diesem Portefeuille?" fragte sie dann, indem sie das Täschchen inmitten des Tisches niederlegte. „Wenn ich darauf die richtige Antwort bekomme, werde ich an das automatische Schreiben glauben."

„Aber Du weißt es, und Du schreibst es dann einfach hin!" rief der Lieutenant.

„Ich werde es nicht mit Absicht schreiben," entgegnete sie.

„Der Teufel traue!" murmelte er lachend und doch verdrießlich zwischen den Zähnen.

Schweigend legten alle wiederum die Hand hin und setzten den Stift auf das Papier. Mehrere Minuten lang blieben die Hände regungslos, dann aber führte der Gräfin Bleistift langsam einige Schnörkel aus und begann darauf in einer sonderbar verzerrten und unleserlichen Handschrift Züge auf dem Papier hinzuziehen. Endlich hielt er wieder inne und stand unbeweglich.

Die Gräfin sah mit Verwunderung auf das Papier.

„Das ist gar nichts," sagte sie. „Man kann es nicht lesen."

„Es sind natürlich wieder unwillkürliche Muskelbewegungen," sagte der Graf.

Madame Foscarini nahm das Papier zur Hand und betrachtete es aufmerksam.

„Ich sollte doch meinen, es wären Buchstaben," sagte sie, „aber ich vermag sie auch nicht zu lesen. Doch entsinne ich mich, daß beim automatischen Schreiben zuweilen die Buchstaben rückwärts gezogen sind, gleich als ob sie im Spiegel reflektirt würden. Versuchen Sie dies doch einmal im Spiegel zu lesen."

Die Gräfin schüttelte lachend den Kopf.

„Sie suchen vergeblich einen Sinn in das Gekritzel zu bringen, meine teure Madame Foscarini," sagte sie. „Aber zu Ihrer Beruhigung will ich es mit dem Spiegel versuchen."

Der junge Fürst della Rocca reichte ihr einen kleinen Taschenspiegel, und sie hielt ihn über das Papier. Aber kaum hatte sie nun die Zeile von neuem überflogen, als eine tödliche Blässe über ihr Antlitz flog.

„Was gibt es?" fragte man eifrig.

Die Gräfin ballte das Papier mit der linken Hand zusammen, während der kleine Spiegel ihrer rechten entfiel, und sah mit verstörtem Blick um sich.

„Zauberei, wenn es so etwas gibt," sagte sie endlich. Sie steckte das Papier in die Tasche, stand in sichtlicher Aufregung vom Tisch auf und ging zum Kamin. Es schien, als wollte sie das beschriebene Papier in das Feuer werfen; schon hatte sie die Hand erhoben, aber sie behielt das Papier und starrte düster in die Flamme.

Das Benehmen der Gräfin rief einen peinlichen Eindruck in der Gesellschaft hervor, und besonders

Madame Foscarini bedauerte, die Veranlassung zu einer so störenden Scene gewesen zu sein. Man war unschlüssig, ob man die Gräfin unbeachtet lassen oder versuchen sollte, sie zu beruhigen.

„Was ist es mit dem Bild?“ fragte der Graf seinen Neffen. Doch dieser hatte das Täschchen bereits wieder an sich genommen und antwortete ausweichend, indem er sagte, es handle sich nur um einen Scherz, der zwischen ihm und der Gräfin bleiben müsse. Der Graf folgte nun seiner Gemahlin, während die übrigen ihre Unterhaltung über die Möglichkeiten einer unbegreiflichen und doch wahrhaftigen Mitteilung aus dem Geisterreich wieder aufnahmen und lebhaft verteidigten und bestritten.

„Welche Art von Zauberei ist es denn, liebe Josephine, die Dich hier an den Kamin getrieben hat?“ fragte er scherzend, indem er ihr seine Hand auf die Schultern legte.

Sie wandte sich um und sah ihm mit einem Ausdruck ins Gesicht, der ihm zeigte, daß sie weit ernstlicher berührt war, als er gedacht hatte.

„Du wirst lachen, wenn ich es Dir sage,“ entgegnete sie.

„Gewiß, ich werde über alles lachen, was sich für Zauberei ausgibt, aber ich lache nicht darüber, daß Du dergleichen ernsthaft nimmst und Dich dem Gespött aussetzest.“

„Es gibt Dinge, die sich nicht so schnell überwinden

lassen, Aloys. Ich bin vielleicht thöricht, ich bin zu empfindsam, aber Du mußt mich nehmen, wie ich bin."

„Was kann es denn nur sein, was Du auf dem Zettel gelesen hast? Deine lebhafte Phantasie hat aus undeutlichem Gekritzel irgend eine düstere Prophezeiung herausgelesen, Du hast etwas gesehen, was gar nicht existirt. Zeige mir den Zettel, ich will ihn auch zu entziffern versuchen, und ich möchte wetten, das Ergebnis wird ein ganz anderes sein."

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Wie glücklich wäre ich, Aloys," versetzte sie mit schwermütigem Ton, „wenn unser Verhältnis zu einander so wäre, daß wir mit vollem Vertrauen alle unsere geheimsten Gedanken, Befürchtungen und Wünsche einander ans Herz legen könnten! Aber wo ist die Zeit geblieben, jene schöne und allzu kurze Zeit, als ich mich mit der Hoffnung betrog, es stände so zwischen uns?"

„Mein liebes Kind," sagte er kühl, „zu derartigen Erörterungen scheint mir die augenblickliche Gelegenheit durchaus nicht angethan zu sein. Es handelt sich hier um eine abergläubische Vorstellung bei Dir, wie Du deren leider ja so viele hast, und Du solltest mich mit meinem kühleren Verstand als einen Arzt betrachten, der Dich von einem Schmerz befreien will."

„Nun gut," erwiderte sie nach einiger Ueberlegung, „ich will Dir vertrauen. Ich will Dir den Inhalt dieses Zettels mitteilen und Dir die argwöhnischen

Gedanken offen darlegen, die wie ein Schwarm böser, stechender Insekten mein armes Herz belagern. Aber nicht jetzt, nicht hier. Komm heute abend zu mir, wenn wir meinen Vater verlassen haben werden."

„Heute abend?" fragte er unzufrieden. „Ich habe eine Verabredung mit Edelstetten getroffen, die ich nicht gut umgehen kann."

„Edelstetten ist hier; Du kannst auf einen andern Abend mit ihm verabreden."

„Um einer Laune willen," entgegnete er. „Die Ursache ist doch wohl nicht der Mühe wert, unsere Arrangements zu ändern. Willst Du nur unter dieser Bedingung Deine zauberische Schrift offenbaren, so behalte sie lieber für Dich. Ich bin nicht meinetwegen gespannt darauf, das kann ich Dir versichern."

„Ja," sagte sie, langsam mit dem Kopfe nickend, „ich verstehe Dich. Aber, Aloys, wohin soll dies führen? Ich sehe mit Entsetzen in die Zukunft, und die Gegenwart selbst erfüllt mich mit trostloser Bangigkeit. Was ist eine Ehe ohne Liebe und ohne Vertrauen? Mein Freund, das Vertrauen ist die Ehe der Seelen, die Zärtlichkeit ist ihr Ausdruck, Einträchtigkeit, Glück und Tugend sind ihre Früchte. Glaube mir doch, ich will ja Deine Güte, Deine Zärtlichkeit nie mißbrauchen. Ich möchte Dir wie mir das süße Glück wiedergeben, das die ersten Jahre unseres Bundes so reizend machte. Wir sind doch noch nicht so alt, Aloys, verdammen wir uns nicht beide

zur Isolirtheit. Wie? Wir lieben uns, wir sind beide rein, und wir sollten getrennt leben, einer vom andern, im Herzen und im Geiste? Bist Du denn glücklich? Hast Du nicht gleich mir geheime Gedanken, die Dich peinigen? Vertraue Dich mir an, wie ich mich Dir anvertrauen möchte! Deine Herzensergießungen will ich in meinem Herzen verschließen mit derselben Zärtlichkeit, mit demselben Mysterium wie Deine Liebkosungen. O, nimm Deine Josephine wieder an, versuche es noch einmal mit Liebe, mit Vertrauen! Du wirst sehen, daß Dich das glücklicher macht als Deine Vereinsamung. Du suchst Zerstreuungen, aber bist Du wirklich glücklich? O nein, mein Freund, man ist es nicht mit einem Herzen wie dem Deinigen und bei einem Leben, wie wir es führen. Wir sind beide vereinsamt; ich bin ohne Gatten, Du aber bist noch elender als ich, denn Du entbehrst nicht allein die Gattin, sondern auch Gott."

Der Graf hörte diesen Worten seiner Gemahlin, welche sie mit eindringlichem Ton und unter flehenden Blicken vortrug, in augenscheinlicher Ungeduld zu, gleich als werde er mit Vorstellungen gepeinigt, die zu den gewohnten Uebeln seines Daseins gehörten.

„Du wählst das allerbeste Mittel, mich für immer aus Deiner Nähe zu verscheuchen, liebe Josephine," sagte er, „wenn Du jeden Anlaß benützest, mir derartige Klagelieder zu singen und mir Vorwürfe zu machen. Willst Du mich als liebevollen und

vertrauenden Gatten bewahren, so laß mir meine Ruhe und meine Freiheit. Und nun bitte ich Dich, laß uns nicht Deinem Vater und der ganzen Gesellschaft das Schauspiel einer ehelichen Scene geben."

Die Gräfin seufzte tief und wandte sich von ihm ab. Sie bemerkte, daß der Herzog mit besorgtem Ausdruck zu ihr herübersah, zwang ihr Gesicht zu einer heiteren Miene und schloß sich dem Kreise der Anwesenden wieder an. Aber in ihrem Innern wühlten Zweifel und Sorge. Sie war nur körperlich im Salon ihres Vaters anwesend, und selbst als die vorgerückte Stunde die Gäste verscheucht hatte und sie in ihrem Schlafzimmer Ruhe suchen durfte, vermochte ihr Geist nicht der Aufregung Herr zu werden, welche sich seiner heute abend bemächtigt hatte. Sie nahm nach ruhelosem Umherwälzen im Bett ein Schlafmittel und versank nun zwar in einen kurzen Schlummer, fand in ihm jedoch keine Erquickung. Als sie mit schwerem Kopf nach wüsten Träumen erwachte, war ihre erste Bewegung die, daß sie nach dem verhängnisvollen Zettel auf ihrem Nachttisch griff, und ein banges Gefühl überkam sie, als sie von neuem dessen Inhalt mit Hilfe eines Spiegels las. Sie erwartete voll Unruhe den Morgen, ließ sich dann beim ersten Licht des neuen Tages ankleiden und begab sich zu Fuß und allein aus dem Palais. Auf dem nächsten Halteplatz der Fiaker stieg sie ein und fuhr zur Augustinerkirche. Sie wollte ihrem altbewährten Herzensfreunde und

Beichtvater, dem Pater Cölestin, offenbaren, was ihre Seele bewegte.

Pater Cölestin, ein Greis von majestätischer Haltung, das milde, freundliche Gesicht von weißem Haar umwallt, die dunklen Augen lebhaft wie die eines Jünglings, war der Mann, zu dem Gräfin Josephine von allen in der Welt das meiste Vertrauen hatte; und nicht sie allein sah zu ihm wie zu einem Heiligen auf, sondern unendlich viele Frauenherzen der großen Stadt liebten es, sich an seine erhabene Erscheinung anzulehnen. Er neigte sich mit mitleidigem Blick der Gräfin entgegen, die ihm mit bekümmertem Herzen also beichtete:

„Sie wissen, hochwürdiger Vater, den Kummer meines Lebens. Mein Gatte, ein so besonnener, ein so vernünftiger Mann, der sich fern von allen Lastern hält, der so wenig den Leidenschaften unterworfen, ja der beinahe zu gleichgiltig gegen alle Reize des Lebens ist, dieser Gatte glaubt an nichts von dem, was dem tugendhaften Leben erst seinen Wert verleiht. Auch hat er nicht einmal ein Bewußtsein seines großen Mangels, sondern er lebt in dem entsetzlichen Frieden, der das Herz der Bösen erfüllt, welche ganz verdorben sind. Sie wissen, welches Leid meinem Dasein dadurch zugefügt wird, welches Elend für mich dadurch entsteht, daß ich meine Existenz mit einem Mann zu teilen habe, der keine der Hoffnungen hegt, die mich erfüllen. Ich kann nicht mit ihm vereint die Werke

Gottes segnen, ich kann nicht mit ihm von der seligen Zukunft sprechen, die die göttliche Güte uns verheißt. Er ist ganz ungläubig und erblickt in der gesamten Schöpfung nur das blinde Spiel geistloser Naturkräfte. Sie wissen auch, hochwürdiger Vater, welche Kluft hiedurch zwischen ihm und mir in unserem ehelichen Leben gerissen worden ist. Alle meine glühende Liebe vermag den Abgrund nicht zu überbrücken, der uns trennt, weil wir nicht denselben Glauben haben. So ist auch hinsichtlich unserer Kinder ein schrecklicher Zustand eingetreten, indem ich, um einem unaufhörlichen Konflikt zu entgehen, ganz darauf verzichtet habe, mich um ihre Erziehung zu bekümmern und diese Sorge ganz dem Grafen überlasse, obwohl mich unaufhörlich der Kummer peinigt, ihre Seelen könnten darüber verloren gehen. Jetzt hat mein Mann eine neue Gouvernante engagirt, und in Bezug auf dieses Wesen habe ich mich einer großen Sünde anzuklagen. Dieses Mädchen ist sehr schön und voller Fähigkeiten. Gott weiß, daß ich nicht eifersüchtig bin und daß ich auch nicht Grund habe, es zu sein. Mein Gatte ist zu edelsinnig, um mir Grund zur Eifersucht zu geben. Er mag wohl gleich seinen Freunden und allen Herren der guten Gesellschaft hin und wieder eine vorübergehende Liaison haben, aber niemals kommt sein Herz dabei in Frage, niemals ist sein Herz mir treulos geworden. Aber ich muß gestehen, daß mir beim Anblick dieser neuen Gouvernante ein banges Vorgefühl

durch das Herz zog und ich mir voll Furcht die Möglichkeiten vorstellte, welche aus dem häufigen und intimen Verkehr zwischen meinem Gatten und ihr entstehen könnten. In diesem Gefühl, noch voll peinlicher Empfindungen, die mir der Anblick des Mädchens verursacht hatte, wohnte ich gestern einer Gesellschaft bei meinem Vater bei, wo auf Veranlassung einer Fremden ein Versuch mit automatischem Schreiben gemacht wurde, und ich stellte an die unbekannten Mächte eine Frage, welche sich auf jenes Mädchen bezog. Ich erhielt, indem der Bleistift in meiner Hand ohne mein Zuthun schrieb, eine Antwort, die mich furchtbar erschreckte. Denn indem ich die verkehrt geschriebenen Züge in einem darübergehaltenen Spiegel las, erkannte ich deutlich die in spanischer Sprache ausgedrückte Warnung, dieses Mädchen werde mir den Tod bringen. Ich habe mich schwer versündigt, hochwürdigster Vater, indem ich an dieser Zauberei teilnahm, und ich möchte Sie wohl fragen: Gibt es wirklich eine übernatürliche Kraft, welche uns die Zukunft enthüllen kann, und soll ich die hier ausgesprochene Warnung als etwas Wirkliches betrachten?"

„Meine Tochter," entgegnete der Pater ernst, „ich befürchte, daß das Vertrauen zu der göttlichen Hilfe, welches Dich hier vor mir knieen macht, weit weniger auf die Erkenntnis einer Sünde, die Du begangen hast, als vielmehr auf den Wunsch gerichtet ist, zu erfahren, ob Dein sündhaftes Unternehmen ein erfolgreiches

gewesen ist. Ein solcher Wunsch ist aber durchaus verwerflich, und ich kann die Absolution nur einer Seele erteilen, die ganz allein von dem Bewußtsein des großen Unrechts und von aufrichtiger Reue erfüllt ist, ohne daß irgend ein Nebengedanke sich hineinmischt."

„Aber wenn es keine Wirklichkeit ist, daß höhere Mächte auf unsere Fragen Antwort geben können, so besteht ja die Sünde der Zauberei überhaupt nicht," entgegnete die Gräfin.

„Die Sünde der Zauberei ist schon in dem Bemühen des Menschen enthalten, jene höheren Mächte zu befragen, gleichviel, ob sie antworten oder nicht. Zeige mir das Papier, auf dem die Antwort steht, meine Tochter."

Die Gräfin zog den Zettel hervor und lieferte ihn dem Geistlichen aus.

„Ich sehe nur ganz verworrene Linien," sagte er.

„Wenn Sie sie im Spiegel betrachten, werden Sie die spanischen Worte erkennen: ‚Das Bild derjenigen, welche Dir den Tod bringen wird!', und zugleich die Anfangsbuchstaben des Namens der Gouvernante. Sie heißt Clarissa Brandes, und Sie werden ein C und ein B am Ende der Worte finden."

„Sollte aber nicht erhitzte Einbildungskraft ins Spiel gekommen sein?" fragte der Pater. „Die menschliche Seele ist so schwach, wenn die göttliche Kraft sie nicht durch den Glauben stützt, daß sie leicht an Trugbildern haftet und aus der eigenen Leidenschaftlichkeit den Stoff zu Vorstellungen zieht, die sie

fälschlich für außerhalb befindlich ansieht. Vielleicht hat Deine erregte Hand selbst unter dem Eindruck von Befürchtungen so geschrieben oder Dein erregtes Auge etwas gelesen, was nicht dasteht."

„Gibt es denn Mächte oder gibt es keine, Hochwürden, welche eine übernatürliche Antwort auf unsere Fragen geben können?"

„Es gibt finstere Mächte im Reiche des Teufels," antwortete der Pater, „welche es sich zum fluchwürdigen Ziel setzen, den Menschen von dem Wege zum Heil abzulocken, und ihretwegen verbietet die Kirche die Zauberei. Aber die Macht Gottes ist stärker und durch die Vermittlung seines Sohnes und der allerseligsten Jungfrau sowie aller Heiligen beschützt er die, welche auf ihn bauen und sich vom Blendwerk der Hölle nicht verführen lassen wollen. Wenn wirklich hier eine Schrift steht und diese ohne Dein Zuthun entstanden ist, so kann sie nur durch Dämonen hervorgerufen sein. Vergiß, worauf sie sich bezieht, und flehe zur heiligen Jungfrau, daß sie Dich beschützt."

Fünftes Kapitel.

Clarissa widmete sich ihrer Aufgabe in der gräflichen Familie mit vollem Eifer. Sie konnte sich schon in den ersten Tagen überzeugen, daß diese Aufgabe keine leichte war, aber sie setzte ihre ganze Ausdauer daran, die Hindernisse zu besiegen, welche sie auf ihrem Wege fand, und sie verstand es, mit feinem Takt sich zwischen den Klippen hindurchzuwinden, die ihr Schifflein von vielen Seiten mit scharfen Ecken und Kanten bedrohten. Sie hatte das Gefühl, nicht allein von seiten der Gräfin mit mißtrauischem Auge betrachtet zu werden, sondern auch bei den übrigen Personen des Haushalts einer mehr oder weniger feindlichen Stimmung zu begegnen. Das lag gleichsam in der Luft. Die Domestiken schienen einen Feind in ihr zu wittern und leisteten ihr in allen Anordnungen, welche sie traf, einen passiven Widerstand, während sie zugleich jede Gelegenheit zu erspähen schienen, um der Herrschaft Nachteiliges über sie zu hinterbringen.

Vor allem war es die erste Kammerfrau der

Gräfin, Frau Lederer, welche die argwöhnische und feindliche Gesinnung ihrer Herrin gegen die neue Gouvernante in sich eingesogen hatte und bei ihrem Einfluß auf die übrige Dienerschaft eine schlimme Gegnerin war. Sie stand in sehr nahen Beziehungen zur Gräfin. Sie war die Tochter der Amme, welche im Hause des Herzogs von Valmaseda die Kindheit der Donna Josephine überwacht hatte, und sie war, nur um wenige Tage älter als das herzogliche einzige Kind, dessen Jugendgespielin gewesen. Sie nahm eine bedeutende Stellung im Hause ein. Sie hatte das ganze Weißzeug des Herzogs wie der gräflichen Familie unter Verschluß und hatte ihre beständige Wohnung in Wien, so daß sie die Familie auf ihren Reisen und während ihres Aufenthalts auf dem Lande nicht begleitete. Ihr Posten als Kammerfrau war mehr ein Ehrenposten; sie war mit einem Kammerdiener des Erzherzogs Karl Joseph verheiratet und bewohnte mit ihrem Mann das Nebengebäude auf dem Hofe. Spanierin von Geburt, war sie leidenschaftlich und abergläubisch, und ihrer Herrin mit abgöttischer Zuneigung ergeben, hatte sie gleichsam instinktiv erraten, welche Gefühle dieselbe gegen die schöne Fremde hegte. Sie hielt sowohl die zweite Kammerfrau, eine junge Witwe, Namens Marianne Koch, wie auch Max, den persönlichen Kammerdiener der Gräfin, unter ihrer Hand, so daß dieselben ihre dienstwilligen Organe waren. Von diesen drei Personen ging entschiedene

Feindseligkeit gegen Clarissa aus. Sie hatte häufig Gelegenheit, das zu bemerken. Die Gräfin lebte viel bei ihrem Vater und besuchte außerdem sehr häufig Gesellschaften. Doch liebte sie es, von ihren Kindern freundlich begrüßt zu werden und dieselben in möglichst großer Zahl beisammen zu finden, wenn sie sich einmal auf deren Flügel begab. Nur fanden ihre Besuche zu sehr unregelmäßigen Zeiten statt, und Clarissa wußte nie vorher, wann sie kommen würde. So traf es sich oft, daß die Kinder ausgegangen oder spazieren gefahren waren, wenn ihre Mutter sie sehen wollte; das gab mehrfach zu unerfreulichen Erörterungen Anlaß, und Clarissa glaubte zu bemerken, daß der Gräfin Dienerschaft derartige Begebenheiten künstlich herbeiführte. Bald sah sie ein, daß eine dauernde Verständigung mit der Gräfin unmöglich war.

Auf der andern Seite fühlte sich Clarissa dem Hauslehrer, Herrn Huber, gegenüber in keiner angenehmen Lage. Es blieb ihr nicht verborgen, daß dieser geschmeidige, äußerlich demütige Mann sie mit leidenschaftlichen Blicken verfolgte. Er hatte nicht gewagt, ihr seine Empfindungen auszusprechen, aber sie konnte dieselben aus seinem Benehmen erkennen, auch ohne daß er sprach. Von ihm gingen die Winke und Andeutungen aus, welche sie in den Stand setzten, das Verhalten der persönlichen Dienerschaft der Gräfin richtig zu beurteilen. Er kannte das Haus seit Jahren und war mit den geheimen Fäden bekannt, welche sich

unter dessen Dache spannen. Er bot ihr zu wiederholtenmalen seine Hilfe und Unterstützung an und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß sie nur mit ihm im Bunde ihre Stellung werde auf die Dauer behaupten können. Er ließ sie sogar merken, daß die Gräfin sofort aufhören würde, sie mit Mißtrauen zu betrachten, wenn man sie zu der Meinung bringen könne, daß zwischen der Gouvernante und dem Hauslehrer eine Neigung bestehe, und er machte ihr einmal, als geschähe es im Scherz, lachend den Vorschlag, der Gräfin durch die Dienerschaft einflüstern zu lassen, ein solches Verhältnis bestände in Wirklichkeit.

Solche Nachstellungen und Anträge waren Clarissa im höchsten Maße widerwärtig. Sie setzte Herrn Huber immer die gleiche kühle Haltung entgegen, obwohl sie sich scheute, durch schroffe Zurückweisung seinen Haß auf sich zu lenken. Denn dann, das fühlte sie wohl, wenn auch der Hauslehrer seinen Einfluß gegen sie aufböte, würde sie sich nicht lange in ihrer Stellung halten können. Freilich war der Graf ihr gewogen, aber die Hilfe von dieser Seite erschien ihr als die gefährlichste. Er war gegen sie von großer Höflichkeit und teilnehmender Freundlichkeit. Er ging auf ihre Pläne hinsichtlich der Erziehung seiner Kinder sehr nachgiebig ein und sprach sich nicht wieder gegen sie in so bestimmter Weise aus wie am ersten Abend, wo er kein Hehl aus seiner atheistischen Gesinnung gemacht hatte. Nur richtete er es in den Anordnungen,

die er mit Clarissa gemeinsam hinsichtlich der verschiedenen Lehrfächer traf, so ein, daß den Naturwissenschaften, für welche er sich besonders interessirte, eine größere Zahl von Stunden eingeräumt wurde. Herr Huber sprach sich hierüber sehr geringschätzig aus und unterließ es nicht, dabei seine Ansicht über die Bildung des Grafen überhaupt seiner Kritik zu unterziehen.

„Die vornehmen Herren treiben die Wissenschaft wie irgend ein anderes Spiel, um sich zu amüsiren," sagte er mit höhnischem Lächeln. „Unser gnädiger Herr liest bei der Cigarre nach Tisch, wenn er sich von der Mühe des Dinirens ausruht, Besprechungen von Darwins Werken und ist alsdann, wie er denkt, selbst ein Naturforscher. Aber er hat wohl in seinem ganzen Leben noch nicht gearbeitet, wie unsereiner die Arbeit versteht. Für die hohen Herrschaften soll das Leben nur ein Vergnügen sein."

Clarissa stimmte dieser Ansicht nicht zu, sondern nahm die Partei des Grafen, weil sie sich davon überzeugte, daß der Graf ein sehr ernstliches Interesse an den Studien seiner Kinder nahm. Gleichwohl war sie sich bewußt, daß ein Körnchen Wahrheit der Bemerkung des Hauslehrers zu Grunde lag. Der Graf schien ihr ein Mann von gutem Willen, aber geringer Kraft zu sein. Es schien kein Feuer in seiner Seele zu brennen. Schon der Umstand, daß er nicht mit Entschiedenheit die freie Richtung vertrat, welche doch seinem Denken entsprach, sondern es geschehen ließ,

daß seine Kinder von Herrn Huber im Sinne strengster Kirchlichkeit geleitet wurden, sprach ihr dafür. Der Graf war schwankend in seinen Ueberzeugungen, wie es ihr vorkam. Er äußerte nach keiner Seite hin einen entschiedenen Willen. Er war immer ruhig, gelassen, nachdenklich, aber dieses Wesen schien ihr nicht in der Festigkeit einer starken Seele, sondern in stumpfer Gleichgiltigkeit gegen alle Ereignisse begründet zu sein. Sie konnte bemerken, daß er fremder Meinung gar zu leicht nachgab. Aus einigen seiner Aeußerungen entnahm sie, daß er den Aufstand der Karlisten in Spanien mißbilligte; dennoch hörte sie eines Tages, daß er auf Zureden seines Schwiegervaters eine bedeutende Summe für Don Carlos gab. Er besuchte die Kirche, obwohl er doch erklärt hatte, an Gott nicht zu glauben. Clarissa bemerkte, daß er seit ihrer Anwesenheit im Hause geneigt war, sich bei ihr Rats zu erholen und ihrer Ansicht zu folgen, aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß er auch irgend eines andern Menschen Rat befolgt haben würde, der etwa Lust gehabt hätte, seinen Einfluß auf ihn geltend zu machen.

Nur einmal hatte ihn Clarissa in Aufregung gesehen. Das war gewesen, als er eines Tages seinen Neffen Grafen Otto, den Lieutenant von den Liechtenstein-Husaren, in ihrem Zimmer getroffen hatte. Sie hatte den jungen Mann, der ihr so eilig sein Herz zu Füßen gelegt hatte, seit jener Reise nicht wieder

erblickt. Da sah sie ihn an einem Nachmittag in den Kinderzimmern erscheinen. Sie glaubte einige Verlegenheit bei ihm zu bemerken. Er erklärte, den Onkel und die Tante nicht gefunden zu haben, scherzte und spielte mit seinen kleinen Cousinen und ließ einige doppelsinnige Wendungen in seine Worte gleiten, welche Clarissa anzeigten, daß die Glut seines Herzens für sie noch dieselbe sei. Sie glaubte, durch ein ruhiges Nichtbeachten die beste Antwort auf solche Anspielungen zu geben, aber der ungestüme Mann wurde dadurch nicht abgeschreckt. Im Gegenteil bat er nun mit so dringendem Ton um einige Minuten ungestörten Beisammenseins, daß sie es für klüger hielt, ihm eine kurze Besprechung unter vier Augen zu gönnen, als sich der Gefahr auszusetzen, in Gegenwart der Mädchen durch ihn kompromittirt zu werden. Sie hatte seine Unbesonnenheit bereits kennen gelernt.

So führte sie ihn denn aus dem Unterrichtszimmer in ihr daneben liegendes Privatzimmer. Sie las in seinen Blicken die Geschichte seiner mühsam unterdrückten Leidenschaft, die auch durch ihre Abweisung nicht hatte ertötet werden können, sondern nur für eine Zeit lang durch den Unmut betäubt worden war, um nachher mit um so heißerer Glut zu erwachen.

„Zürnen Sie mir nicht!“ sagte er. „Sie sind bewacht und immer von den Kindern umgeben, kein günstiger Augenblick hat sich mir geboten. So mußte

ich wohl zuletzt meine Zuflucht zu einem Ueberfall nehmen, da ich Sie doch noch einmal sprechen muß. Verzeihen Sie mir meine Indiskretion."

„Und was haben Sie mir zu sagen, nachdem wir uns so deutlich gegen einander ausgesprochen haben?" fragte sie.

„Sind Sie glücklich, Clarissa?" fragte er eindringlich, indem er ihre Hand ergriff.

„Wenn ich nicht glücklich wäre," entgegnete sie, ihre Hand befreiend, „könnten Sie daran etwas ändern?"

„Sie können unmöglich glücklich sein, Sie sind hier nicht an Ihrem Platz," sagte er. „Die Stellung einer Dienerin kann Ihrem stolzen Sinne nicht zusagen. O, hören Sie noch einmal meine flehende Bitte: Werden Sie die Meine, Clarissa!"

Die begierigste Liebe, das sehnlichste Verlangen sprachen aus seinem Gesicht, und er warf sich, ihr Kleid erfassend, vor ihr auf die Kniee nieder.

„Stehen Sie auf, um Gottes willen, stehen Sie auf!" rief sie ihm mit unterdrücktem Ton zu. „Jeden Augenblick kann eins von den Kindern hereinkommen. Wollen Sie meine ganze Zukunft zerstören?"

Er erhob sich unter diesen mahnenden Worten und starrte sie voll Verzweiflung an.

„Unerbittliche!" sagte er mit gepreßter Stimme.

„Meine Antwort muß Ihnen für immer genügen," fuhr Clarissa fort. „Ich bin von meinem Entschluß nicht zurückgekommen. Mein Herz ist frei, und ich

denke es immer frei zu erhalten. Sie würden die Gründe, welche ich habe, schwerlich verstehen; so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich nichts für Sie zu empfinden vermag und meine Hand niemals einem Mann geben würde, für den mein Herz nicht spricht. Sie halten meine Stellung für unglücklich. Sie irren sich darin, aber selbst wenn sie unglücklich wäre, würde mir das kein Grund sein, Ihrem Antrag nachzugeben. Ich kann Sie nur ernst und dringend bitten, mich für immer mit Ihren Anträgen zu verschonen. Und nun gehen Sie sogleich und setzen Sie mich nicht länger durch Ihren Besuch einem Mißverständnis aus."

Er fühlte mit voller Schärfe diese für ihn so grausamen Worte in sein Herz dringen, preßte die Hand auf die Brust und stürzte ohne ein weiteres Wort zur Thür hinaus. Doch als er in das Unterrichtszimmer trat und während Clarissa ihm folgte, öffnete sich auf der andern Seite die Thür und der Graf kam herein. Er blieb beim Anblick seines Neffen überrascht stehen, und indem er bemerkte, in welcher Erregung dieser war, runzelte er die Augenbrauen und sein Gesicht rötete sich vor Aerger. Er hatte in Erfahrung gebracht, welchen Zusammenhang die Begebenheit mit Clarissas Photographie und dem automatischen Schreiben hatte. Sein Neffe hatte ihm selbst gestanden, daß er dies Bild, welches Lady Northborough vor Clarissas Engagement gesandt hatte, vom Schreibtisch seines Oheims entwendet habe, und der

hiedurch im Gemüt des Grafen aufsteigende Argwohn fand jetzt neue Nahrung. Er begrüßte seinen Neffen in sehr unfreundlicher Weise und gab ihm in scharfen Ausdrücken zu verstehen, daß er Besuche in den Kinderzimmern nicht wünsche. Er erschien in seinem Benehmen sehr verändert. Während er sonst behaglich zu verweilen pflegte, allerhand Fragen an die Kinder und an Clarissa richtete und wohl eine Stunde blieb, war er heute übellaunig, ging auf die Scherze der Kleinen nicht ein und entfernte sich sehr bald wieder. Er hatte Clarissa gegenüber keinen Tadel ausgesprochen, aber sie fühlte, daß er den Besuch des Lieutenants für einen schweren Fehler von ihrer Seite ansah, und sie ward verstimmt. Das Drückende ihrer Abhängigkeit trat ihr lebhaft vor die Seele.

In allen solchen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, welche ihr das Leben mit Dornen umgaben, war ihr jedoch immer wieder die Liebe der Kinder ein süßer Trost. Von Anfang an waren ihr die Herzen der Knaben wie der Mädchen entgegengeflogen, und mit jedem neuen Tag befestigte sich ihre Herrschaft über die jugendlichen Seelen mehr. Clarissa hatte ein natürliches, von allem Absichtlichen freies Wesen gegenüber der Jugend. Sie hatte ein Herz, das mit den Kindern fühlte, sie war an Geist jung und offen wie sie. Sie wußte beim Unterricht streng zu sein und in den Erholungsstunden zu spielen; mit einem Wink ihrer Augen erreichte sie bei den gutartigen

und liebenswürdigen Kindern mehr als Herr Huber mit einem großen Aufwand von Ermahnungen. So konnte sie sich glücklich fühlen, obwohl sie sich zwischen Graf und Gräfin in einer bedrohten Lage wußte und die Feindschaft der im stillen lauernden Dienerschaft spürte. Sie hoffte mit der Zeit eine nicht nur gesicherte, sondern auch angenehme Stellung zu erringen.

Diese Erwartungen und Hoffnungen, dieses ganze Dasein voll Thätigkeit und Bewegung in dem großen, kinderreichen Hause sollte jedoch gar bald ein jähes Ende finden. Die Gräfin hatte den üblen Eindruck, den Clarissas Schönheit auf sie gemacht, nicht vergessen, und sie vermochte die Befürchtungen nicht zu überwinden, welche jene geheimnisvolle Schrift in ihr hervorgerufen hatte. Den Ermahnungen des Pater Cölestin und ihres eigenen Verstandes zum Trotz tauchte immer wieder der Papierstreif mit den spanischen Worten in ihren Gedanken auf, und ihre Nerven vermochten die nachzitternden Schwingungen jenes Schreckens nicht zu besiegen. Sie beobachtete die Gouvernante mit mißtrauischem Auge und fand, da sie suchte, hinreichende Gründe, an ihrer Brauchbarkeit zu zweifeln. Zunächst glaubte sie zu entdecken, daß Clarissa nicht die wahre Frömmigkeit besitze. Sie zweifelte an der Aufrichtigkeit ihres Glaubens, da Clarissa nicht so, wie es ihrer eigenen Religiosität entsprach, in kirchlichem Wesen aufging. Nicht daß es Clarissa in Wahrheit hätte an irgend etwas fehlen

lassen, was ihre Stellung als Erzieherin in dieser Hinsicht erforderte. Sie besuchte regelmäßig die Messe und ging ihren Zöglingen auch sonst im äußerlichen Gottesdienst mit gutem Beispiel voran. Aber die Gräfin erwartete mehr. Sie selbst stürzte sich in den Pausen, welche eine geräuschvolle Geselligkeit ihr ließ, mit der brennenden Sehnsucht einer armen Seele in die Zeremonien der Kirche und hing an den Lippen der Priester mit durstiger Andacht. Clarissas gefestigtes Gemüt, welches nicht durch unaufhörliche Festlichkeiten zerstreut wurde, sondern in täglicher Arbeit seine Beruhigung fand, konnte sich dieser zerschmelzenden Schwäche nicht hingeben, und die Empfindung dieses Unterschiedes regte die Gräfin gegen die Gouvernante auf. Sie sah in ihr den auf menschliche Weisheit stolzen Geist, und sie fürchtete für das Seelenheil ihrer Kinder, welche einer solchen Leitung anvertraut waren.

„Du hast gut reden, mein Freund," antwortete sie ihrem Gemahl, der gelegentlich ihrer Klagen die Gouvernante verteidigte. „Aber ist nicht das allein schon ein Beweis für die Irreligiosität dieser jungen Person, daß Du mit ihr zufrieden bist?"

Hiezu kam noch das peinliche Gefühl für sie, daß die Kinder sich so schnell und freudig an Clarissa angeschlossen hatten, während sie der Mutter gegenüber stets in einer gewissen Befangenheit blieben. Sie mußte die Bemerkung machen, daß die laute, ungezwungene Fröhlichkeit in den Kinderzimmern alsbald

erstarb, wenn sie selbst den Fuß über deren Schwelle setzte, während Clarissas Gegenwart wie eine freudige und zur Lust anregende Erscheinung von den jugendlichen Gemütern betrachtet wurde.

„Dieses Frauenzimmer entfremdet mir völlig die Herzen meiner Kinder,“ sagte sie seufzend.

Aber die herbsten Gedanken erregte die Wahrnehmung in ihr, daß ihr Gatte selbst unter derselben Anziehungskraft stand wie die Kinder. Sie glaubte zu bemerken, daß er häufiger und länger als sonst im Unterrichtszimmer verweilte und daß seine Anordnungen betreffs der Lehrfächer eingehender als zu früheren Zeiten waren. Es kam ihr sogar so vor, als gehe der Graf seltener als sonst in Gesellschaft, gleich als befinde sich im Hause ein Magnet, der ihn fessle. Sie hatte mit großer Unzufriedenheit bemerkt, daß er einen neuen Flügel für das Unterrichtszimmer gekauft hatte, während sie der Ansicht war, daß das alte Klavier noch gut genug sei. Es war nicht die Anschaffung an sich, welche ihr die Galle erregte, denn sie war weit eher zur Verschwendung als zum Geiz geneigt, aber es war die Empfindung des Aergers darüber, daß der Flügel nicht sowohl für die Kinder als für die Gouvernante gekauft sei.

„O, ich weiß es ja, mein Freund,“ sagte sie zum Grafen, der ihr gegenüber die Anschaffung des neuen Instruments als notwendig verteidigte, „Fräulein Clarissa ist eine Musikerin ersten Ranges, und es gibt

kein Instrument, das für ihre Hände gut genug wäre. Ich gebe Dir vollständig recht, denn ich muß selbst gestehen, daß sie ausgezeichnet spielt. Ich muß ihr noch mehr Vorzüge zugestehen, denn ich bin nicht blind, und ich will mich nicht durch Ungerechtigkeit in Deinen Augen lächerlich machen. Sie ist auch eine geschickte Malerin, sie ist wissenschaftlich fein gebildet, sie ist voller Talente. Ja, noch mehr, sie hat einen zierlichen Wuchs, durchaus anmutige Züge und einen Geist, den Männer sicherlich für bezaubernd halten. Aber glaubst Du, mein Freund, daß alle diese glänzenden Eigenschaften gerade mich zu entzücken geeignet sind? Ich wünschte, sie hätte anstatt alles dessen eine einzige Eigenschaft, die den Seelen unserer Kinder zum Vorteil wäre, nämlich eine wirklich tiefe Religiosität."

Bei dieser feindlichen Stimmung der Gräfin gegen die Gouvernante bedurfte es nur eines bedeutenderen Anlasses, um das gespannte Verhältnis zum Bruche zu treiben. Der Graf hatte eines Abends ein Herrensouper abgesagt und war zu Hause geblieben, da ihm, wie er sagte, die häufigen und lange dauernden Abendmahlzeiten nicht gut bekämen. Die Gräfin machte sich Gedanken darüber und brach an diesem Abend schon sehr früh aus der Gesellschaft bei ihrer Freundin, der Gräfin von Pimodan, auf, um sich zu vergewissern, ob ihr Argwohn begründet sei, daß ihr Gemahl sich im Kreise der Kinder und bei der neuen Gouvernante wohler fühle als unter seinen Freunden.

Ihre Befürchtungen sollten sich bestätigen. Als sie den Korridor betrat, der zu den Kinderzimmern führte, tönte ihr bereits der Klang der Musik entgegen, und als sie die Thür des Unterrichtszimmers öffnete, bot sich ihr ein Anblick, der ihr Herz schmerzlich durchbohrte. In dem großen, dürftig möblirten Gemach, dessen Wände mit Landkarten bedeckt waren, saßen sämtliche Kinder mit Ausnahme der beiden kleinsten, die schon zu Bette waren, im Kreise herum, auf den Rohrstühlen und mitten zwischen ihnen der Graf in augenscheinlich großer Behaglichkeit. Er trug einen grauen Schlafrock und türkische Pantoffeln und rauchte aus einer persischen Wasserpfeife, die vor ihm auf dem großen Schultische stand. Am Flügel aber saß Clarissa und spielte einen Walzer von Strauß.

„O, bitte, ich will nicht stören!“ rief die Gräfin, als bei ihrem Eintreten eine große Verwirrung entstand und der Graf selbst sich von seinem Sitz erhob und die Pfeife aus der Hand legte. „Wenn ich euch nicht allzu hinderlich bin, so höre ich unserer schönen Künstlerin mit zu.“

Sie nahm gleichfalls Platz und bemühte sich, ruhig zu bleiben, obwohl es in ihr kochte. Aber die Behaglichkeit des Kreises war dahin, Clarissa spielte in offenbarer Zerstreutheit, und die Kinder schielten ängstlich vom Vater zur Mutter. Sehr bald hörte Clarissa dann auf und erklärte, es sei Zeit, daß die Kinder zu Bette gingen. In unerfreulicher Stimmung

gingen alle auseinander. Dann aber begleitete die Gräfin ihren Gatten in sein Zimmer.

„Es thut mir leid, Dir eine Freude zu zerstören, Aloys," sagte sie, „aber ich sehe ganz deutlich, daß wir diese Gouvernante wegschicken müssen."

„Warum?" fragte er heftig. „Was hast Du an ihr auszusetzen?"

„Sie ist zu vollkommen," entgegnete sie. „Es war ein Irrtum von unserer Seite, ein Wesen ins Haus zu nehmen, welches meine eigene unbedeutende Persönlichkeit in Schatten stellt."

„Ich bitte Dich, Josephine, quäle mich nicht immer wieder mit solcher Eifersucht," sagte der Graf unmutig. „Es ist nichts als Thorheit von Dir. Fräulein Brandes ist eine Persönlichkeit, die völlig in ihre Stellung paßt; tüchtige Gouvernanten sind nicht so leicht zu finden, und wir sollten froh sein, diese gefunden zu haben. Ich habe keine Lust, immer von neuem anzufangen, wieder mit Inseraten und Korrespondenzen in der Welt herumzusuchen und dabei doch das Gefühl zu haben, daß die neue Gouvernante nicht länger vor Deinen Augen Gnade finden wird als die alten. Fräulein Allart hast Du doch wenigstens ein Jahr ausgehalten, diese ist jetzt gerade sechs Wochen bei uns. Ich sage Dir, Josephine, es ist zu toll!"

Die Gräfin trat mit glühenden Augen dicht vor ihn hin und sagte mit bebender Stimme:

„Wähle zwischen ihr und mir. Wenn Du sie nicht fortschickst, so gehe ich fort!“

„Aber so sei doch nur vernünftig, Josephine,“ sagte er begütigend. „Du gerätst in eine Aufregung, die Du nachher selbst bedauerst, und das alles um nichts. Ist es denn etwas so Ungeheures, daß ich ihrem Spiel im Kreise unserer Kinder zugehört habe?“

Sie wandte sich ab, sank in einen Lehnstuhl, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„Es ist dies ja nur ein Symptom,“ sagte sie klagend, „ein Symptom unseres traurigen Verhältnisses. Fühlst Du denn nicht, was ich empfinden muß, wenn ich Dich glücklich sehe, ohne daß ich die Ursache dieses Glückes bin? Glaubst Du, daß ein liebendes Herz das ertragen kann? Du müßtest die Liebe zu Dir in meinem Herzen ertöten, ehe Du das erwarten kannst. Und ist das wirklich Dein Wunsch? Hast Du selber es wirklich dahin gebracht, so gegen mich zu fühlen, wie Du zu wünschen scheinst, daß ich gegen Dich fühle? Glaubst Du denn, daß ich dahin gelangen könnte, ohne daß mein Herz vorher gebrochen wäre. Und Du? Ich sehe es Dir ja an, daß Du betrübt darüber bist, daß Du mich betrübt siehst, und bedeutet das nicht einen Rest von Zuneigung in Dir? Du weißt aber auch den Trost, den Du mir geben könntest, und hältst damit zurück. Bin ich denn nicht die Gefährtin Deines Lebens, Deine andere Hälfte,

bestimmt, Deine Freuden zu teilen wie Deine Leiden? Die Natur hat Dich nicht so geschaffen, daß Du nicht die Wonne eines mitfühlenden Herzens empfändest, wo alles zusammengeht und die scharfen Ecken abstößt; es ist nur die Heftigkeit meines Wesens, die Dir den Widerstand eingab. Du bist mir entfremdet durch mein argwöhnisches, auffahrendes Wesen. Ach, Aloys, ich schwöre Dir, ich will mich bessern, wenn Du mir nur Deine Liebe wieder zuwenden willst. Diese Liebe wird der beste Balsam für mein Herz sein und die Leiden meiner Seele am schnellsten heilen. Du wirst mich sanft wie ein Lamm finden, wenn Du mich nur lieben willst. Ich schwöre es Dir, nie wieder will ich versuchen, eine Herrschaft über Dich zu gewinnen. Ich erkenne ja die höhere Kraft Deines Charakters, Deiner männlichen Vernunft an, und Du sollst ganz allein der Herr über unsere Kinder sein. Ich will mich nie wieder um ihre Erziehung bekümmern. Ich will nur Dein Leben verschönern. Du hast meine Zimmer verlassen und Dich ganz unabhängig gemacht. Du lebst, als wärest Du ein Fremder für mich. Aber ich schwöre Dir bei meiner Liebe, bei der Deinigen, bei allem, was uns heilig ist, daß ich ja nur Deine Liebe fordere und daß ich sonst Deine gehorsame Sklavin sein will, die sich in allem Deinen Wünschen fügt. Ich will mich in allem von Dir leiten lassen, ich will Dich nicht mehr mit Eifersucht plagen, ich will mir nicht mehr anmaßen,

Dich zu tadeln, noch Dir Rat zu erteilen. Ich fühle zu tiefe Reue, ich leide zu sehr an meinen Fehlern, um wieder in sie zu verfallen. Nur Deine Liebe erbitte ich, dann kehrt der Himmel in meine Brust zurück."

Während die Gräfin so sprach und diese und viele anderen Worte, Schwüre und Versprechungen in unaufhörlichem Fluß über ihn ergoß, saß ihr Gatte anfänglich ruhig da, aber allmälich wirkte ihr Redestrom zugleich mit dem Anblick ihrer Thränen auf ihn in zornig erregender Weise. Er rückte unmutig auf seinem Sitze, nagte an den Lippen und fuhr mit den Händen durch das Haar. Endlich schien er ihre Klagen nicht mehr ertragen zu können, und eine Art von Wut schien über ihn zu kommen. Er sprang empor, murmelte Flüche zwischen den Zähnen, ergriff eine japanische Vase, die in seiner Nähe auf einem kleinen Tische stand, und schmetterte sie zu Boden, daß sie unter lautem Klirren zerbrach. Dann ergriff er den Tisch selbst, auf dem sie gestanden hatte, und schlug ihn auf dem Boden in Stücke. Er würde noch mehr zertrümmert haben, wenn nicht, durch den Lärm herbeigerufen, sein Kammerdiener in der Meinung, es sei ein Unglück geschehen, hereingekommen wäre. Die Gegenwart des Dieners beruhigte seine Aufregung, und er gab vor, aus Versehen den Tisch umgestoßen zu haben. Die Gräfin aber entfernte sich voll Schrecken.

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage nach der heftigen Scene zwischen den Ehegatten ließ der Graf von Leinzeller Clarissa in sein Arbeitszimmer bitten. Er hatte seiner Gemahlin nachgegeben, er war des Zwistes müde, er war zu dem Entschlusse gekommen, die Gouvernante fortzuschicken. Aber dieser Schritt wurde ihm gewaltig schwer, und er vermochte kaum Worte zu finden, dem jungen Mädchen die Kündigung anzuzeigen.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „es sind Verhältnisse eingetreten, welche mich zu meinem größten Bedauern nötigen, auf Ihre wertvolle Unterstützung bei der schwierigen Arbeit der Erziehung unserer Kinder zu verzichten. Suchen Sie den Grund nicht etwa in irgend einem Fehler, der Ihnen zur Last zu legen wäre," fügte er hinzu, als er sah, daß Clarissas schönes Antlitz sich entfärbte und ihre Augen den hellen Glanz verloren. „Ich muß Ihnen das Zeugnis geben, daß Sie in ganz musterhafter Weise Ihren Pflichten nachgekommen sind. Ich lasse Sie nur höchst ungern

scheiden. Aber es gibt Umstände, welche ich nicht zu beherrschen vermag, Umstände, die außerhalb der Sphäre Ihrer Wirksamkeit liegen, und diese begründen meine von mir selbst am meisten bedauerte Bitte, Ihre Stellung aufzugeben. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Liebe, die Sie meinen Kindern zugewandt, und für den Eifer, den Sie bei Ihrer schweren Aufgabe gezeigt haben. Sollte ich Ihnen zur Erlangung einer neuen Stellung behilflich sein können, so verfügen Sie, bitte, ganz über mich. Damit der Schaden, den Sie erleiden, nicht allzu groß ist, werde ich Ihnen das ausbedungene jährliche Gehalt, zwölfhundert Gulden, voll auszahlen."

„Ich bin nun sechs Wochen hier gewesen," entgegnete Clarissa, „und ich nehme nur ein vierteljährliches Gehalt an."

Ihr Herz war von Empörung geschwellt, und sie vermochte nur mit Mühe ihre Fassung zu behaupten. Der Graf blickte sie schweigend an; er las im Ausdruck ihres Gesichts, wie tief diese schnelle Kündigung sie verletzt hatte.

„So werde ich Ihnen nur ein vierteljährliches Gehalt zahlen," sagte er nach einer Pause, „aber ich bitte Sie, ein besonderes Zeichen meiner Dankbarkeit annehmen zu wollen." Er nahm bei diesen Worten aus einem Schubfach, in welchem er seine Orden und Juwelen verwahrte, einen Ring, in dessen Mitte ein großer, à jour gefaßter Diamant funkelte.

„Ich würde denken, Sie zürnten mir als der Ursache Ihres Scheidens, wenn Sie dieses unbedeutende Andenken verweigerten,“ sagte er, als Clarissa zögerte, den Ring zu nehmen. „Sie würden mich verletzen, wenn Sie meine Versöhnungsgabe zurückwiesen.“

Clarissa nahm den Ring und nahm die dreihundert Gulden, welche der Graf ihr auszahlte.

„Ich werde noch heute Ihr Haus verlassen,“ sagte sie mit zuckendem Munde.

Der Graf blieb vor seinem Schreibtisch sitzen, nachdem Clarissa gegangen war, und starrte in finsterem Träumen vor sich hin.

„Mir ist ganz elend zu Mute,“ sagte er zu seinem Freunde, dem Feldmarschall-Lieutenant, der ihn aus seinem Brüten aufstörte. „Ich habe die kleine, gute Gouvernante fortschicken müssen, weil meine Frau ihr Gesicht zu hübsch fand, und es kommt mir fast so vor, als stünde ich arg unter dem Pantoffel.“

„Wo es Frauen gibt, da gibt's auch Pantoffeln,“ entgegnete der General, „und das ist der Grund, warum ich mich bis jetzt ledig gehalten habe.“

„Du mußt wissen, ich habe aus Liebe geheiratet,“ versetzte der Graf, „und ich habe auch bis heute meinen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Eine glücklichere Ehe als die meinige ist gar nicht denkbar.“

„Das scheint so,“ sagte der General. „Lebendiger Zeugen neun an der Zahl treten dafür auf.“

„Aber ich denke doch zuweilen mit Zweifeln darüber

nach," fuhr der Graf fort, „ob die Monogamie ein von der Natur vorgeschriebenes Institut ist, oder ob nicht die allmäliche Entwicklung des Menschengeschlechts diese Einrichtung als veraltet beseitigen wird. Die Orientalen scheinen mir viel vernünftigere Einrichtungen zu besitzen."

„Nun, so ein wenig sind wir doch auch Orientalen," sagte der General.

„Aber nicht mit Seelenruhe."

„Warum nicht?" fragte der General. „Du erinnerst mich an Dumas, von dem ich einmal die Bemerkung las, die Ehe sei eine Last, so schwer, daß sie oft nur von drei Personen getragen werden könne."

„Ja freilich," sagte der Graf seufzend, „da ist nichts zu machen. Man sollte über so etwas gar nicht nachdenken."

„Ist aber Dein Herz wirklich gefangen von dieser Sirene, was ich Dir meinesteils nicht verdenken würde, so verschaffe ihr doch eine freundliche kleine Wohnung in der Stadt und . . ."

„Ah, das ist nichts, davon ist gar nicht zu reden," sagte der Graf, ihn unterbrechend. „Diese junge Dame gehört nicht zu der Art, welche Du meinst. Du irrst Dich auch vollständig hinsichtlich meiner Gefühle. Ich denke gar nicht an so etwas."

„Kann sein," erwiderte sein Freund, „kann aber auch nicht sein. Eines aber habe ich immer an meinen Bekannten bemerkt, welche sich im Stande der heiligen

Ehe befanden: wer skrupulös ist, der ist immer übel daran. Aber ein Mann, der sein Liebchen irgendwo im verborgenen hält und kein Wesens davon macht, der befindet sich wohl, und dann ist auch seine Frau glücklich. Das Sakrament endlich merkt nichts davon, und das ist die Hauptsache, denn vor allem muß die Religion heilig gehalten werden, und Scheidungsprozesse untergraben die öffentliche Moral."

Während die beiden Freunde sich in dieser Art unterhielten, war Clarissa in ihr Zimmer gegangen und hatte angefangen, ihre Koffer zu packen. Das Herz war ihr unendlich schwer. Die ganze Welt erschien ihr grau und öde, unerquicklich und schal. Sie fühlte sich völlig gedemütigt durch diese Entlassung, die ihr so schnell nach ihrem Eintritt in das vornehme Haus zu teil wurde.

„Meine Amtsdauer zählt nach Wochen!" sagte sie sich mit bitterem Lachen. „Es ist noch nicht ganz die Zeit, welche man einer Köchin gönnt, um zu zeigen, was sie kann. Mit einem Hausmädchen, mit einer Scheuerfrau hat man mehr Geduld. Man erwartet, wie sie sich benehmen werden, sobald sie sich eingewöhnt haben werden; man rechnet darauf, daß sie lernen, daß sie die Eigentümlichkeiten der neuen Herrschaft mit der Zeit verstehen werden. Dich wirft man früher hinaus. Du bist zu nichts anderem gut als geliebt zu werden, einen flüchtigen Sinnentaumel hervorzurufen und zu befriedigen; Arbeit wird dir nicht

zugetraut, die Stärke, einen Beruf auszuüben, darfst du nicht haben. So sieht es auch die Gräfin an, denn sie legt gar keinen Wert darauf, daß die Kinder lernen und gedeihen, sondern sie sieht in dir nur das gefährliche Geschöpf, das ihren Gatten berücken könnte. O unglückselige Stellung des Weibes! Verachtet, wenn wir häßlich, ein Spielball männlicher Lüste, wenn wir schön sind — welch ein elendes Los in der menschlichen Gesellschaft!"

Indessen waren die Kinder aufmerksam darauf geworden, daß die Gouvernante in ihrem Zimmer blieb und ihre Sachen zusammensuchte. Bald verbreitete sich unter ihnen die auf unsichtbaren Wegen übermittelte Nachricht, Fräulein Brandes werde fortgehen. Sie stürmten in Clarissas Zimmer und umdrängten sie mit Fragen und Klagen.

„Warum gehst Du fort?" riefen die Kleinen, während die Großen mit Thränen in den Augen dastanden. „Gefällt es Dir nicht mehr bei uns? O, wir wollen Mama bitten, daß sie gut mit Dir ist!"

Clarissa ward angenehm berührt und ein klein wenig getröstet durch die Liebe der Kinder, welche sich ihr kundthat, und sie bewunderte den Scharfblick der Kleinen, welche richtig herausfühlten, wo der eigentliche Grund ihres Weggehens lag.

„Ihr bekommt eine andere, bessere Gouvernante," sagte sie beruhigend, „und wenn ihr artig seid, wird euch die neue lieben, wie ich euch liebe."

Auch Herr Huber fand sich ein. Auf seinem Gesicht war ein Zwiespalt von Triumph und Mißvergnügen zu lesen, Triumph, daß seine Voraussicht sich erfüllt hatte, Mißvergnügen über das Verschwinden einer Erscheinung, welcher er mehr Gedanken und tiefere Gefühle gewidmet hatte, als sein Wunsch war.

„Denken Sie zuweilen an das, was ich Ihnen gesagt habe, Fräulein Brandes," sagte er mit seinem bescheidenen Wesen, doch mit einem Funkeln seiner halb geschlossenen Augen. „Wir beide zusammen wären stark genug gewesen, der Welle Widerstand zu leisten."

„Ich bin eine schlechte Diplomatin," entgegnete Clarissa. „Ich thue meine Pflicht, und wenn das nicht anerkannt wird, dann gehe ich eben."

Während sie ihre Koffer fertig machte, bemerkte sie, daß in einer Ledertasche des einen Deckels ein Brief steckte, den sie mitgebracht, aber den zu überbringen sie nicht Zeit und Gelegenheit gefunden hatte. Der Brief war an einen Jugendbekannten ihres Vaters gerichtet, der in Wien lebte, und er war von ihrem Vater geschrieben. Clarissa hatte anfänglich die Absicht gehabt, den Brief, der eine Empfehlung enthielt, abzugeben, aber sie erfuhr, daß der Ort, wo der bezeichnete Herr wohnte, sehr entlegen, in Ober-Döbling, war, und da sie doch nicht die Absicht hatte, in jenem Hause zu verkehren, hatte sie den Brief für sich behalten. Sie war als Gouvernante nicht in der Lage, Verkehr mit fremden Häusern zu unterhalten, hielt es

auch für besser, ihre Zeit und ihre Interessen nicht zu zersplittern. Dazu kam noch, daß sie der Empfehlung nicht recht traute. Zu ihrer Beschämung mußte sie sich eingestehen, daß die Freunde ihres Vaters, soweit sie deren kennen gelernt hatte, nicht sehr empfehlenswert waren. Nicht als wären sie Leute gewesen, bei denen man sich gerade eines Unrechts oder gar Verbrechens zu versehen gehabt hätte, aber sie waren nicht eben feine und edle Blüten der Gesellschaft.

Clarissa hielt den Brief nachdenklich in der Hand. Nun sie nach ihres Vaters Hause zurückkehrte, war es ihr unangenehm, den Brief nicht abgegeben zu haben. Sie würde heute noch Zeit dazu haben. Sie konnte heute noch nicht abreisen. Ein Teil ihrer Wäsche war noch bei der Wäscherin und konnte erst am Abend kommen. Der Zug, mit welchem sie zu reisen gedachte, ging am folgenden Morgen. Sie hatte nicht Lust, die Nacht hindurch zu fahren, sondern wollte über Prag und Dresden mit dem Frühzuge und eine Nacht in Dresden bleiben.

So nahm sie denn den Brief, ging nach dem nächsten Halteplatz der Pferdebahn und fuhr nach Döbling hinaus. Als sie in jener Vorstadt ausgestiegen war und nun die Straßen entlang ging, die still und einsam im Vergleich mit dem glänzenden und geräuschvollen Treiben des Mittelpunktes der Weltstadt waren, beruhigte sich ihr Gemüt etwas, und die Aehnlichkeit der Umgebung mit dem Heimatstädtchen

lenkte ihre Gedanken von der Gegenwart ab. Niedrige Häuser und große Gärten lagen am Wege, und sie konnte sich im Geiste in das halbländliche Leben versetzen, worin sie ihre frühere Jugend verlebt hatte und wohin sie nun zurückzukehren gedachte. Im Gegensatze zu der rauhen Luft der großen Welt, von der sie soeben noch so schmerzlich berührt worden war, erschien ihr die Ruhe der Heimat sanft und verlockend, obwohl ihr Verstand den Einwurf machte, daß sie jene Ruhe eben als einen unerträglichen Stillstand aufgegeben habe.

Sie erkundigte sich bei Vorübergehenden nach der Wohnung des Doktor Faber, an den ihr Empfehlungsbrief gerichtet war, und erreichte dieselbe mit einiger Mühe, da sie entlegen, fast am äußersten Ende von Döbling, wo die Vorstadt in das Land überging, inmitten von Grün versteckt lag. Ein kleines zweistöckiges Haus, nach dortiger Bauart aus dickem Stein aufgeführt, und von grauweißem Glanz, lag in einem großen Garten, und Clarissa bemerkte beim Eintreten durch die Gartenthüre mehrere Gestalten, die mit ländlicher Arbeit beschäftigt waren. Es verwunderte sie, daß dies junge Leute waren, Mädchen und Jünglinge, die ihrem Ansehen und Benehmen nach nicht in die Klasse der gewöhnlichen Garten- und Feldarbeiter gehörten. Sie waren von feinerem Gesichtsausdruck und, wenn auch sehr einfach, doch gewählt und sauber gekleidet. Ein junger Mensch von etwa

sechzehn Jahren in einem blauen Leinwandkittel kam auf sie zu, nahm seinen breitkrämpigen Strohhut ab und fragte sie nach ihrem Begehr. Alsdann führte er sie um das Haus herum zu einem freundlichen Ruheplatz im Schatten eines mächtigen Apfelbaums, und hier erblickte sie einen bejahrten Mann, dessen Bart bereits silberweiß glänzte, an einem runden steinernen Tische sitzen, der mit Büchern bedeckt war.

Die Freundlichkeit des Jünglings, der sie führte, der wohlgepflegte Erdenfleck, den sie vor sich sah, die Geschäftigkeit der jugendlichen Gestalten, der behagliche Platz unter dem Apfelbaum, alles dies machte einen angenehmen und wohlthuenden Eindruck auf Clarissa. Es schien ihr, als sei der Ort, den sie betreten hatte, mit einem gewissen persönlichen Zauber begabt, der wohl guten Menschen von hohem Charakter innewohnt, und sie näherte sich dem weißbärtigen Herrn mit einem starken Gefühl des Zutrauens. Er kam ihr vor wie ein Patriarch des alten Testaments, obwohl er nicht von Herden umgeben war und obwohl die Bücher vor ihm eine Beschäftigung anzeigten, die jenen Alten sicherlich fremd gewesen war. Die ihn umgebende Jugend und deren Arbeit im Garten verliehen ihm hauptsächlich etwas Patriarchalisches; niemals hatte Clarissa noch in großen Städten derartiges gesehen. Sie wurde freundlich begrüßt, und als sie ihren Namen genannt und ihren Brief abgegeben hatte, lächelte der alte Herr sie an. Er betrachtete sie erst

aufmerksam, sagte, daß er sich des früheren Freundes erinnere, und las dann den Brief. Derselbe war nicht lang. In wenigen Zeilen hatte der Vater seinen Wunsch ausgesprochen, und Doktor Faber kam rasch zu Ende.

„Also Gouvernante sind Sie, liebes Fräulein?“ fragte er. „Wie gefällt Ihnen denn Ihre Stellung?“

„Ich habe sie heute wieder verlassen. Man hat mir gekündigt,“ antwortete Clarissa. „Ich bin nur etwa sechs Wochen in dem Hause gewesen.“

„In welchem Hause?“

„Beim Grafen von Leinzeller.“

„Die Familie ist mir dem Namen nach bekannt. Eine sehr reiche und vornehme Familie. Suchen Sie eine neue Stellung in Wien? Wenn ich Ihnen mit meiner Hilfe nützlich sein könnte, so würde es mich freuen, wenn Sie über mich verfügen wollten.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ sagte Clarissa, „aber, offen gestanden, ich habe keine rechte Lust, sogleich eine neue Stellung anzutreten — ich bin recht enttäuscht durch meine letzten Erfahrungen. Sechs Wochen sind eine kurze Zeit.“

„In der That eine sehr kurze Zeit. Die Herrschaft muß sehr geringe Geduld haben, daß sie es nicht etwas länger mit Ihnen versucht hat. Vornehme Leute haben oft wenig Geduld.“

„Glauben Sie, daß weniger vornehme Leute mehr Geduld hätten? Ach, ich zweifle recht an meiner

Befähigung! Vornehme Leute haben wohl meistens weniger Geduld als geringere, weil sie daran gewöhnt sind, ihre Launen erfüllt zu sehen. Aber nur vornehme Leute richten ihr Haus so großartig ein, daß sie Gouvernanten halten und sie gut bezahlen. Ich muß verdienen, um für mein Alter sparen zu können."

Doktor Faber schüttelte den Kopf. „Ich sollte doch meinen, daß Sie sich in weniger großartigen Verhältnissen glücklicher fühlen würden. Gouvernante sein ist eine schwierige Aufgabe. Erziehen ist ungemein schwer — ja, ich möchte sagen, es ist im Privathause ganz unmöglich. Bei reichen und vornehmen Leuten zu erziehen ist der Gipfel der Schwierigkeiten."

„Sie haben keine gute Meinung von reichen und vornehmen Leuten. Aber können diese nicht ebenso verständig und ebenso sehr auf das Wohl ihrer Kinder bedacht sein wie Eltern, die gesellschaftlich tiefer stehen? Es waren ausnahmsweise ungünstige Verhältnisse, die mich aus dem Hause des Grafen Leinzeller forttrieben, aber ich hoffe, es in Zukunft besser zu treffen."

„Reichtum und Vornehmheit sind große Hindernisse der Tugend," sagte Doktor Faber lächelnd. „Verständig zu sein ist schon für einen gewöhnlichen Menschen nicht leicht, und die beengenden Fesseln des Berufs, die Sorgen um den Lebensunterhalt thun das Beste daran, wenn er auf geradem Wege bleibt. Was können wir von Menschen erwarten, die daran gewöhnt sind, ihre Wünsche erfüllt zu sehen?"

„Das ist freilich wahr," sagte Clarissa.

„Mein guter, alter Freund, Ihr Herr Vater, würde mir wohl lebhaft widersprechen, wenn er hier wäre," fuhr der alte Herr fort. „Er hatte immer eine hohe Meinung von Rang und Stand und Geld und Gut. Sicherlich hat sein Töchterchen davon etwas angenommen, da sie ja zu vornehmen Leuten als Gouvernante geht."

„Was sollen wir Mädchen machen?" sagte Clarissa bitter. „Wozu sind wir Mädchen gut? Sollen wir nur auf Heiraten spekuliren? Ich will auf eigenen Füßen stehen. Ich will selbständig und kein Spielzeug für Gecken sein. Ich habe so viel gelernt, daß ich unterrichten kann, und ich muß mich wohl an Leute halten, die den Unterricht bezahlen können. Ich glaube auch eigentlich nicht, daß vornehme Leute eben dadurch, daß sie vornehm sind, schlechter sein sollten als geringe Leute. Freilich sind sie verwöhnt und dadurch leicht launisch, aber im ganzen ist ihre Selbstsucht nicht größer als diejenige anderer Leute, und alle halten ihre Kinder für Musterwesen. Der Egoismus ist überall groß, und Gouvernanten wie Lehrer haben überall eine schwierige Stellung, wenn sie Grundsätze haben und den Eltern nicht schmeicheln mögen."

„Sie reden für Ihr Alter recht pessimistisch," antwortete der alte Herr, indem er das junge Mädchen mitleidig betrachtete. „Aber ich glaube, daß solche Anschauungen gerade darin ihre Nahrung gefunden haben,

daß Sie in reichen und vornehmen Häusern verkehrt haben. Wären Sie Lehrerin an einer Volksschule, so würden Sie sicherlich anders denken. Die Selbstsucht mag wohl in allen Klassen des Volkes groß sein, aber es ist nicht allein diese, nicht allein der Egoismus, der die Vornehmen verdirbt, sondern die Ursache liegt tiefer. Sie werden mir gewiß zugestehen, daß es eine Zivilisation gibt, einen Fortschritt der Menschheit, des Volkes, aus rohen Anfängen zu höherer Gesittung. Dieser Fortschritt besteht aber, insoweit er eine Entwicklung der staatlichen Einrichtungen betrifft, in der Ueberwindung der Privilegien, welche die Vornehmen, die Reichen besitzen. Daher sind die höheren Stände immer im Kampfe nicht sowohl mit den niederen Ständen als vielmehr mit der geschichtlichen Entwicklung selbst. Sie verteidigen ihre Privilegien, und es besteht ein ganz notwendiger Gegensatz zwischen ihnen und dem Fortschritt der Kultur. Entweder sind sie sich dessen bewußt und sie ersticken die Stimme des Gewissens und der Vernunft in sich, während sie sowohl offen wie mit List und unter künstlichen Masken sich allem Guten und Großen widersetzen, oder sie sind bereits abgestumpft gegen den Zwiespalt in ihrem Innern und hören nichts mehr als die Stimme des eigenen Vorteils; auf jeden Fall leiden sie unter der Unsittlichkeit ihres Strebens und Wirkens. Durchaus vereinzelt und selten sind die vornehmen Männer, welche für die Sache des Volkes eintreten, und sie haben

einen fast unerträglichen Kampf gegen ihre Standesgenossen zu führen. Mit Ausnahme dieser Wenigen ist die ganze Masse der höheren Stände allem Idealen abgewandt, hat für jedes höhere Streben nur Geringschätzung und Verachtung, ist durchaus unempfänglich für das Schöne und Edle und lebt inmitten eines nach größerer Vollkommenheit strebenden Volkes wie in Feindesland, wie in einem verschanzten Lager, wo jeder Zugang auf das hartnäckigste gegen das Gute, gegen das Ideale verteidigt wird. Daher kommt das Elend, das die höheren Stände verzehrt, dies ist der Grund ihrer Fäulnis, und darum wird ein jugendlicher Geist, der von Ideen erfüllt ist, wie der Ihrige, traurig, mutlos, pessimistisch im Umgange mit den Großen."

Clarissa hörte aufmerksam zu und blickte den alten Herrn mit weit offenen Augen an. Sie vermochte nicht, ihm zuzustimmen, denn was er sagte, war ihr zu neu und überraschend, als daß sie sich sogleich hätte hineindenken können, aber sie fühlte doch, daß es Gedanken waren, die er äußerte, und sie war gedankenhungrig. Eine verwandte Saite klang in ihr an, und sie hätte mit diesem Alten gern gestritten, gern von ihm gelernt.

„Vielleicht liegt mein Pessimismus, wie Sie mein Denken nennen, doch noch tiefer, als Sie meinen," sagte sie. „Ich will offen mit Ihnen reden, obwohl Sie gewiß erstaunt sein werden über die Kühnheit eines

jungen Mädchens, das nur die Ansichten seiner Lehrer und überhaupt der allgemein anerkannten Autoritäten teilen sollte. Viele denken ja, daß Gehorsam und Unterwürfigkeit die schönsten Tugenden eines jungen Mädchens seien. Und ich habe lange an mir selbst gezweifelt, viel gebetet, viel geweint, bis ich zu Ueberzeugungen kam, wie ich sie jetzt habe. Aber ich habe frühzeitig allein gestanden, und die Einsamkeit, die mich hat leiden lassen, hat mich vor der Zeit gereift. Von allen Arten des Unterrichts ist der Schmerz die mächtigste, und ich habe unendlichen Schmerz erlitten. Sie sehen mich zweifelnd an und Sie fragen, was mich denn hat so unglücklich machen können. Es ist nicht, was Sie vielleicht denken. Eine unglückliche Liebe habe ich nicht gehabt. Ich habe in manchen Stücken wenig Aehnlichkeit mit den Mädchen meines Alters, und ich glaube nicht, daß viele von ihnen so wie ich von der Qual des Denkens verzehrt werden. Sie glauben meistens, was man ihnen sagt, darum, weil man es ihnen sagt. Aber mich haben schon früh religiöse Zweifel tief ergriffen. Ich habe niemals dahin kommen können, den Gott zu lieben, den man mir predigte. Die Drohung mit der Hölle nahm für mein Gefühl der Erlösung ihren Wert, und sobald ich bis zu Thränen andächtig wurde bei dem Gedanken an einen Gott, der seine Geschöpfe so sehr liebte, daß er für sie starb, sobald zog sich auch schon mein Herz bei dem Gedanken zusammen, daß dieser Tod noch eine Verantwortung

mehr auf meinem Scheitel häufte. Wir blinden Sünder sollen für diesen Opfertod wie für ein von uns begangenes Verbrechen büßen, wenn wir ihn nicht als eine Wohlthat benützen können. Ich habe einmal ein Kind in der Katechismusstunde sagen hören: ‚Wenn ein Mensch mir drohte, mich umzubringen, falls ich ihn nicht liebte, so würde ich ihn niemals lieben können.‘ Dies Kind sprach einen Gedanken aus, den ich selbst hatte, und es wurde mir sehr schwer, das Kind zurechtzuweisen. Sie sehen mich verwundert an, aber ich muß mein Geständnis vollenden, damit Sie mich verstehen. Unmöglich kann ich Gott etwas schuldig sein, denn ich vermag nichts gegen ihn. Gott hat alles und der Mensch hat nichts. Gott ist allmächtig, ich bin durchaus schwach. Wie sollte Gott mir Schulden aufbürden, die ich nicht bezahlen kann? Indem Gott mich schuf, ist er vor seiner eigenen Weisheit eine Verpflichtung eingegangen, denn er that, was er wollte; ich aber bin zu nichts verpflichtet, denn man hat mich nicht gefragt, ob ich das Geschenk des Daseins annehmen oder verweigern wollte. Wenn ich im stande wäre, durch irgend welche chemische oder physikalische Mittel kleine Lebewesen herzustellen, würde ich mir da nicht barbarisch oder verrückt vorkommen, wenn ich ihnen auferlegte, mich zu lieben und meine Gebote zu erfüllen, falls sie nicht auf ewig unglücklich gemacht werden wollten? Würde ich nicht mitleidig lächeln, wenn sie mir wirklich gehorchten? Nun ist aber die

ganze menschliche Gesellschaft auf solche Grundsätze gebaut, wie ich sie als absurd erkannt habe, ich selbst muß sie zur Grundlage der Erziehung bei den mir anvertrauten Kindern machen. Ich kenne wohl eine Gottheit, aber sie hat keine Aehnlichkeit mit dem Gotte der Offenbarung, den ich doch lehren muß, und das ist es, was meinen Pessimismus erzeugt hat."

Der alte Herr hatte mit inniger Teilnahme zugehört. „Es scheint wirklich so," sagte er, „als ob Sie sich mit den Dogmen der christlichen Religion quälten. Das ist bei einem jungen Mädchen keine allzu häufige Erscheinung, flößt mir aber große Achtung vor Ihrer Geisteskraft ein. Allerdings —"

„Bitte, sprechen Sie aus," sagte Clarissa, als der Doktor Faber innehielt.

„Nun, ich wollte nur bemerken," fuhr der Alte lächelnd fort, „wenn ich nicht an Ihren hellen Augen und frischen Farben schon sähe, daß Sie jung sind, so würde ich es an Ihren Betrachtungen über Religion bemerken."

„Wieso?" fragte Clarissa errötend, „finden Sie das, was ich sagte, etwa kindisch?"

„O nein, gewiß nicht, aber —"

„Ist es unrichtig? Ist es unlogisch? Ist es falsch?" fragte sie eifrig.

„Es ist weder unrichtig noch richtig, weder falsch noch wahr."

„Kann denn eine Ansicht das sein? Mich dünkt doch, sie muß immer entweder wahr oder falsch sein."

„Das ist nicht notwendig. Was nicht schön ist, braucht darum doch noch nicht häßlich zu sein. So braucht auch eine Ansicht darum noch nicht falsch zu sein, weil sie nicht wahr ist.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich will nur sagen,“ fuhr der Doktor fort, „daß ein gereifter Denker sich mit religiösen Dogmen überhaupt wohl nur spielend beschäftigen wird, indem er sie etwa zusammenstellt, um aus ihrer Vergleichung gewisse Schlüsse zu ziehen. Natürlich rede ich hier nicht von den Leuten, welche aus der Gottesgelehrtheit ein Brotstudium gemacht haben.“

„Wie? Sie meinen, man dürfe die Religion überhaupt nicht ernsthaft nehmen?“

„Ich möchte eine Gegenfrage thun. Haben Sie jemals gehört, daß es in der Mathematik Parteiungen gebe, so daß etwa eine Partei behauptete, die Winkel eines Dreiecks machten zwei rechte, die andere Partei aber, sie machten deren drei aus? Oder daß Streit darüber entstanden wäre, ob die Zehn eine gerade oder ungerade Zahl sei? Haben Sie jemals von Kriegen gehört, die über mathematische Lehrsätze geführt worden wären?“

„Gewiß nicht,“ sagte Clarissa.

„Und warum ist Streit und Kampf hierüber nie entstanden?“

„Weil sich Beweise für die Richtigkeit und Unrichtigkeit mathematischer Sätze führen lassen.“

„Sehr gut, und über welche Gegenstände finden dagegen Streit und Kampf statt?“

„Ueber solche, welche sich nicht durch Beweis entscheiden lassen.“

„Ganz recht, über solche Dinge, die außerhalb der Erkenntnis, außerhalb des Wissens liegen. Ueber nichts aber gibt es so viel Streit wie über die Religion.“

„Sie meinen, weil man über sie am wenigsten weiß.“

„Ja, das meine ich; die Religion gehört dem Gebiet des Glaubens an, und wer nach der Wahrheit forscht, bleibt auf dem Gebiet der Erkenntnis.“

„So halten Sie den Glauben für etwas Wertloses?“

„Der Glaube,“ sagte der Doktor, „ist nicht gerade etwas Wertloses; insofern er der Glaube an eine Wahrheit ist, steht er höher als die völlige Unwissenheit, da er aber keine Beweise für die Wahrheit erbringen kann, steht er tiefer als die Erkenntnis. Er gleicht der Dämmerung, welche den Tag mit der Nacht verbindet, selbst aber weder Licht noch Finsternis ist, obwohl sie beides enthält. Darum sage ich, daß Ihre Bemerkungen über das Christentum weder wahr noch falsch sind und daß ein gereifter Denker sich nicht ernsthaft mit etwas beschäftigen wird, wovon er nichts wissen kann. Hat doch noch niemals jemand sagen können, was das Christentum, ja was überhaupt die Religion in Wirklichkeit ist, obgleich es ja ganze

Bibliotheken voll schöner Redensarten darüber gibt. — Können Sie sich aber frei machen von den Gedanken, die sich an die Religion knüpfen, liebes Fräulein, und können Sie Ihren Blick unbefangen auf die Welt und den Menschen richten, so werden Sie mit der Zeit alle irdischen Angelegenheiten mit einer bewunderns-werten Gerechtigkeit von jener souveränen Macht gelenkt sehen, welche die Seelen der Menschen eine jede ihren besonderen Weg führt, und sie verschiebt wie der Schachspieler seine Figuren. Freilich ist es mit jener hohen Macht wohl so, wie Heraklit sagt: ‚Der eine Weise will genannt sein und will nicht genannt sein, nämlich der Name des Zeus'. Und wie er an einer andern Stelle sagt: ‚Durch seine Unglaubhaftigkeit entschlüpft das Wahre dem Erkanntwerden'."

Clarissa war nachdenklich geworden und erwiderte nichts mehr. Der alte Herr gefiel ihr ungemein gut, und sie bedauerte, ihn nicht früher aufgesucht zu haben. So fand sie das Beste, was Wien ihr bieten konnte, erst bei ihrer Abreise.

„Bleiben Sie zu Mittag bei uns," sagte Doktor Faber. „Sie werden sehr einfach speisen, aber Sie sind herzlich willkommen."

Clarissa nahm die Einladung gern an. Sie lernte die Gattin des alten Gelehrten und eine Reihe erwachsener Kinder kennen.

Das Mittagsmahl war in Wirklichkeit ungemein einfach, und sicherlich hätten die Dienstboten des Hauses

Leinzeller solche Schüsseln verschmäht. Auch die Einrichtung des Hauses war einfach bis zur Aermlichkeit. Aber die Menschen waren so lieb, und ein so belebender Hauch des Frohsinns durchwehte das Dasein dieser Familie, daß Clarissa niemals in Wien so angenehm gespeist zu haben glaubte. Sie wunderte sich über die Erscheinung der Söhne und Töchter, die in nahezu bäurischer Tracht waren.

„Bei uns ist es ganz altfränkisch," sagte Doktor Faber, der auf die Gedanken antwortete, die er in Clarissas Blicken las. „Ich bin ein Anhänger Heinrich Zschokkes, den ich noch persönlich gekannt habe. Meine Kinder haben alle gelernt, Spaten und Axt, sowie andere Instrumente des Handwerks zu gebrauchen. Sie sind natürlich auch in der Schule gewesen und sollen nicht gerade Gärtner und Handwerker werden, aber sie können es werden, wenn ihnen der Schreiberkram einmal nicht gefällt. — Wir sind sehr ketzerisch," setzte er lächelnd hinzu, „wir halten nicht viel von dem gelehrten Wesen."

Clarissa wunderte sich, denn sie hatte vor Tische bemerkt, daß der sechzehnjährige Sohn dem Vater bei einer Arbeit geholfen hatte, indem er Auszüge aus griechischen Autoren machte. Sie dachte nach, inwiefern wohl diese Leute eine geringe Meinung von der Gelehrsamkeit hätten. Es wurde ihr schwer, sich zu trennen, und mit Thränen in den Augen nahm sie Abschied.

Die wenigen Stunden, welche ihr noch vor der Abreise blieben, benützte Clarissa, nach England zu schreiben.

„Ich glaube, mein Freund,“ so schrieb sie, „daß ich die Grenze, welche wir unserer Korrespondenz setzten, wieder einmal erreicht habe und daß ich Ihnen antworten kann, ohne befürchten zu müssen, dem bedenklichen Zuviel anheimzufallen. Zunächst Geschäftliches: Meine Adresse wird eine andere. Schreiben Sie mir, bitte, nach meinem Heimatsort und setzen Sie das Wort ‚postlagernd‘ auf die Adresse. Die Gründe, warum ich meine jetzige Stellung und Wien verlasse, will ich Ihnen heute nicht mitteilen, wo gekränkte Eigenliebe meine Beurteilung der Personen und Verhältnisse, unter denen ich stehe, vielleicht zu scharf machen würde. Genug, daß ich hier niemand gefunden habe, dem ich meine Gedanken und Ideen mitzuteilen wagen würde. Erst heute, erst am Tage vor meiner Abreise habe ich einen Mann entdeckt, der auch Ihnen gefallen würde, mein Freund. Er ist ein alter Gelehrter, der durch den Staub und Qualm des Lebens hindurch einen reinen, freien Blick bewahrt hat. Aber auch ihm habe ich mein Herz nicht völlig aufschließen können; der Gedanke, ein Heiligtum zu bewahren, das durch fremde Blicke so leicht profanirt wird, hat mich scheu und vorsichtig gemacht. In der That, mein Freund, mit wem außer Ihnen vermöchte ich meine liebsten Gedanken zu teilen? Weiß ich doch,

daß schon das Wort Frauenemanzipation genügt, eine Scheidewand zwischen uns und der Menge aufzurichten, und daß gerade diejenigen Menschen, deren Charakter uns im übrigen als der achtungswerteste erscheint, sich bei diesem Worte mit dem Ausdrucke des Befremdens abwenden. O welch eine Welt müßte das sein, wo in den edlen Menschen die Intelligenz mit dem Wohlwollen gleichen Schritt hielte! Was denken die Leute nur und wogegen sträuben sie sich? Ist denn die Geschichte der Frau überhaupt etwas anderes als die Geschichte der Emanzipation? War sie denn nicht Sklavin, bevor sie ihre jetzige gesellschaftliche Stellung erhielt? Stehen wir denn nicht immer inmitten der Emanzipation und sind nicht selbst diejenigen, welche sich gegen den Fortschritt auflehnen, auch gegen ihren Willen gezwungen, daran mitzuarbeiten, insofern sie gut und edel sind? Ist denn die Geschichte der Menschheit überhaupt etwas anderes als die Geschichte der Befreiung der Frau? Wir vergessen wohl leicht über dem Glanz der Waffen, daß das tiefere Strömen der Menschheit ein anderes ist, als die Geschichtschreiber mit ihren Schilderungen der Könige und der Kriege uns glauben machen wollen, aber weder das fühlende Herz noch der sorgfältig prüfende Verstand bleiben über die Wahrheit lange im Irrtum. Ich habe hier die Frommen wieder gefunden, die dort unsere Abneigung erregten. Sie tragen hier ein anderes Kleid, aber mag die Konfession sein, welche sie will, immer

sind diese Frommen von derselben Art. Sie betrachten die Gottheit als den großen Welthehler, bei dem sie sich sicherstellen möchten, indem sie ihm einen Teil ihres unrechtmäßigen Erwerbes abtreten. Verhüte der Himmel, daß ich sie mit den wahren Frommen verwechsle, die sich Gott durch die Tugend nähern! Sie wissen, daß ich von jenen spreche, die zur Hofhaltung des Höchsten gehören möchten, weil ihr Hochmut sie über ihre Mitmenschen triumphiren lassen will. — Leben Sie wohl, mein lieber Freund, mein Herz ist voll Sehnsucht bei Ihnen.

Clarissa."

Siebentes Kapitel.

Clarissa näherte sich mit sehr gemischten Gefühlen ihrer Heimatstadt und ward während der letzten Stunden der Eisenbahnfahrt von sehr verschiedenen Gedanken bewegt. Sie konnte sich nicht enthalten, voll Freude der Ankunft zu Hause entgegenzusehen, während sie sich doch selbst warnte, dieser Freude nachzugeben. Die Verhältnisse zu Hause waren derart, daß auf große Erwartungen sicherlich eine herbe Enttäuschung folgen mußte.

Als der Zug in den kleinen Bahnhof des Städtchens einfuhr, sah sie bereits ihren Vater auf dem Perron stehen. Es war sehr freundlich von ihm, daß er sie abzuholen gekommen war. Freilich pflegte er um diese Zeit regelmäßig auf dem Bahnhof zu sein. Er saß die Nachmittagsstunden, wie sich Clarissa recht wohl erinnerte, im Kreise von Bekannten in der Restauration und kam erst zum Abendessen nach Hause. Der Bahnhof verknüpfte die Einwohnerschaft in mehr als einem Sinn mit der übrigen Welt. Ihres Vaters

Kreis pflegte die Ankunft und Abfahrt der Züge mit jener Teilnahme zu überwachen, die in kleineren Orten auch den geringfügigeren Ereignissen zugewandt wird.

Doktor Brandes stand in seiner gewohnten nachlässigen Haltung, ein Monocle vor dem rechten Auge und den Cylinderhut auf das linke Ohr gerückt, da und rauchte seine Cigarre. Sein grauer Anzug war derselbe, den Clarissa schon vor drei Jahren an ihm gesehen hatte, und er war in der Zeit nicht eleganter geworden.

„Nun, da bist Du ja, mein Schatz," sagte er, der Tochter den Arm reichend, und er drückte ihr einen Kuß auf die Lippen.

Der liebe Vater! Clarissas Herz schlug ihm wieder wie in der Kindheit entgegen und überwand kühn die Atmosphäre von Bier und Tabak, die den alten Herrn wie eine leichte, den Augen nicht bemerkbare Wolke umschwebte.

„Hast Du eine angenehme Reise gehabt, liebes Kind?" fragte Doktor Brandes. „Komm, wir wollen durch die Restauration gehen, ich habe mein Glas noch nicht ausgetrunken. Da, gib Dein Handgepäck dem Burschen dort und gib ihm auch gleich den Gepäckschein."

Er hatte eine leichte, bequeme Manier, die Dinge zu nehmen. Er hielt sich nicht mit Fragen nach dem Grund ihrer Rückkehr auf. Er nahm es als das Beste auf, wenn Clarissa kam, und als das Beste,

wenn sie ging; das fühlte die Tochter lebhaft wieder von neuem.

Clarissa folgte ihrem Vater in das große Zimmer, wo ein halbes Dutzend Herren, Freunde des Doktor Brandes, sie neugierig anguckten und mit einer gewissen Vertraulichkeit begrüßten. Es war viel Rauch im Zimmer, und die Manieren der Herren, die Art ihrer Kleidung, der rötliche Glanz ihrer Gesichter, alles das berührte die Empfindung des jungen Mädchens in nicht sehr angenehmer Weise. Sie fühlte auf einen Schlag wieder den Atem der Kleinstadt, und es kam ihr vor, als sei sie niemals fort gewesen, sondern habe von Freiheit und Bewegung nur geträumt.

Doktor Brandes trank sein Glas stehend aus und ging mit ihr dem Ausgang zu, als ein Kellner dicht vor der Thür ihn aufhielt und ihn mit einer freundlich lächelnden, doch zugleich unverschämten Miene daran erinnerte, daß er vergessen habe zu bezahlen.

„Sie haben auch noch für das Frühere zu bezahlen vergessen," sagte der Kellner, indem er ein unsauberes Papier aus der Tasche zog. „Es macht fünfzehn Mark fünfzig Pfennig."

„Zum Henker," erwiderte Doktor Brandes ärgerlich, „ich habe jetzt keine Zeit. Sehen Sie nicht, daß ich diese Dame geleiten muß?"

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich gehe morgen

weg," sagte der Kellner, indem er ihm den Weg vertrat. „Es wäre mir lieber, wenn Sie jetzt gleich bezahlten, denn es geht aus meiner Tasche."

„Das ist eine Unverschämtheit!" rief Doktor Brandes. „Werde ich Ihnen fortlaufen? An mir verlieren Sie kein Geld; ich komme morgen früh wieder, aber jetzt habe ich keine Zeit."

Clarissa hörte diese Unterhaltung schamrot mit an. Ja, das war noch ganz die alte Heimat!

„Ich bitte Dich, Papa," sagte sie, „gib dem Menschen sein Geld. Wir sind ja nicht so eilig. Und wenn Du vielleicht nicht gerade kleine Münze bei Dir hast, hier ist Geld."

Sie hielt dem Vater ihr Geldtäschchen hin, und er nahm es unter unverständlichem Murmeln.

„Sie müssen noch Manieren lernen, mein Freund," sagte er dann zu dem Kellner, nachdem er bezahlt hatte. „Auf diese Art werden Sie nicht weit kommen, Sie mögen gehen, wohin Sie wollen."

„Wenn Sie mit Ihren Manieren so weit kommen wie ich mit meinen Manieren," rief der Kellner erbost, „so . . ."

Doch Doktor Brandes war hinaus und schlug die Thür heftig zu, so daß der Schlußsatz nicht mehr zu hören war.

„Ein unverschämter Bengel," sagte Doktor Brandes. „Hier, Clarissa, ich danke Dir. Da hast Du Dein Portemonnaie zurück. Hoffentlich hast Du gegen

andere Leute eine weniger offene Hand als für Deinen Vater. Man kann nie hart genug sein, was das Geld anbetrifft, denn das Geld ist alles. Das andere ist alles Humbug."

Er schien das kleine Ereignis mit dem Kellner schnell vergessen zu haben, ja er war sehr heiter gestimmt und schwatzte ganz vergnügt über alle möglichen Dinge. Nur über Clarissas Pläne verlor er kein Wort. Wäre sie eine Fremde gewesen, anstatt seine Tochter, er hätte kein gleichgiltigeres Gespräch mit ihr führen können. Clarissa betrachtete ihn öfters von der Seite, während sie neben ihm ging. Er hatte sich nicht sehr verändert in den letzten drei Jahren. Nur war seine Nase vielleicht um einen Schein röter geworden. Sein Gesicht war schmal und faltig, seine Augen von klugem Aussehen, aber unruhig und etwas trübe. Während er sprach, gestikulirte er lebhaft mit der rechten Hand, und die Hand war fein und zierlich, aber nicht sehr gepflegt.

„Wie wird sich Dolly freuen, wenn sie Dich wiedersieht!" sagte er, als sie an die Pforte des großen Gartens kamen, worin das Haus stand. „Merkwürdig, Dolly ist doch eine Schönheit, aber es will sich noch immer nichts machen. Wo kein Vermögen ist, weißt Du, da beißen sie nicht an. Die Welt ist nun einmal so, wir werden sie nicht ändern. Es ist alles Schwindel, nur das Geld hat Wert. Für mich ist es übrigens nur angenehm, daß Dolly nicht

heiratet, denn sie sorgt für mich in einer wundervollen Weise. Ja, mein Kind, das muß ich sagen, ich wüßte nicht, wie ich ohne Dolly auskommen sollte."

Der alte Mann blieb stehen, eine Rührung überkam ihn; er zog ein rotseidenes Taschentuch hervor und drückte einen Zipfel desselben an eine Ecke des rechten Auges.

„Es freut mich, daß Dolly sich so nützlich macht!" sagte Clarissa.

„Ja, mein Kind, sie ist sehr nützlich, sie sorgt vortrefflich für mich. Sie besorgt den Haushalt ganz allein, nur eine Aufwärterin kommt des Morgens für die gröbste Arbeit. Aber Dolly kocht, Dolly reinigt, bügelt, thut alles; sieh hier dies Vorhemd: Dolly hat es gebügelt, Dolly ist eine Perle."

In diesem Augenblick glaubte Clarissa etwas Schimmerndes an einer Stelle des Gartens zu bemerken; sie blickte aufmerksam dorthin und gewahrte den roten Streifen einer Militärmütze, der rasch verschwand, als ob der Träger der Mütze sich hinter einem Strauch niederducke. Es war schon ziemlich dunkel, und der Garten war schattig. Es war ein Garten, der dem Hauswirt zur Gemüsezucht und Obstkultur diente. Die Familie Brandes bewohnte die eine Hälfte des Erdgeschosses und wohnte zur Miete. Warum mochte der Militär im Garten sein? Clarissa glaubte, eine Offiziersmütze erkannt zu haben, das Rot war sehr schön.

„Du weißt, wie es mir ergangen ist, Clarissa,“ fuhr Doktor Brandes fort, indem er mit der Tochter in der Gartenthür stehen blieb. „Mein Schicksal hat die größte Aehnlichkeit mit dem Schicksal Sir Walter Scotts, nur daß in Deutschland leider die englischen Pfunde nicht heimisch sind. Er hatte gut Romane schreiben, nachdem er sein Vermögen verloren hatte. Mir würden solche Honorare nicht zufließen. Pah, es ist eine elende Welt, die Masse ist zu dumm, und sie weiß das Geistreiche nicht zu schätzen. La perduta gente! Ich bin der Ansicht, daß Dante damit nichts anderes gemeint hat als eben das ganze große Publikum. Wer die ganze Welt gesehen und überall dieselbe Dummheit, Verkehrtheit gefunden hat, dem steht zuletzt die ganze Geschichte bis hier“ — Doktor Brandes machte eine bezeichnende Handbewegung nach seinem Halse — „und die Feder wird ihm zum Ekel. Rudis indigestaque moles. Soll ich mit Witzespfeilen in einen Chimborasso Bresche legen? Ich war ungemein beliebt; ich glaube nicht, daß irgend einer von den grünen Jungen, die jetzt das große Wort führen, beliebter ist, als ich es war. Aber zuletzt bekommt man alles satt, denn es widert einen an, dem Publikum nach dem Munde zu reden. Ich freue mich, daß ich heraus bin, denn, unter uns gesagt, liebes Kind, ein beliebter Schriftsteller ist nichts Besseres als ein Clown im Zirkus.“

„Wollen wir nicht Dolly guten Abend sagen?“

fragte Clarissa, welche bemerkte, daß ihr Vater in seine redselige Stimmung gekommen war. Sie kannte seine Geschichte ziemlich genau, wenigstens konnte sie sich aus seinen Erzählungen und seinem Charakter ein deutliches Bild von derselben machen. Doktor Brandes war Reporter für mehrere große Zeitungen und daneben Kritiker und Feuilletonist gewesen. Er hatte viele Länder gesehen und ein hübsches Vermögen verdient, aber eine unglückliche Spekulation hatte ihm dies Vermögen zum größten Teil geraubt, als er bereits in vorgerückten Jahren gewesen war. Er hatte diesen harten Schlag nicht verwinden können, und die Reize seiner Feder waren mit seinem Geld dahingeschwunden. So hatte er sich mit seiner Familie in bitterer Enttäuschung nach diesem kleinen Ort zurückgezogen.

Vater und Tochter gingen durch den Garten und traten in das Haus.

„Dolly wird für Dein Unterkommen gesorgt haben,“ sagte Doktor Brandes. „Du weißt, daß wir im Raum etwas beschränkt sind.“

„Da ist Dolly!“ entgegnete Clarissa, welche aus einer Thür linker Hand des Flurs einen Kopf blicken sah. „Guten Abend, liebe Dolly!“

„Ah, Clarissa!“ rief eine Stimme. „Ich komme gleich, ich habe noch in der Küche zu thun.“

Clarissa ging zu der Thür, in welcher der Kopf erschienen und verschwunden war, und fand die Schwester

am Herde. Sie begrüßten und küßten sich, doch empfing Clarissa den Eindruck, als ob Dolly gerade nicht übermäßig entzückt von ihrer Ankunft sei. Dolly war sehr freundlich, aber es lag etwas Geschäftliches, beinahe Gezwungenes in ihrer Art der Begrüßung.

„Aber geht nur hinein,“ sagte sie, „ich komme gleich.“

Clarissa folgte ihrem Vater in das Wohnzimmer und legte Hut und Paletot ab. Der Tisch war gedeckt, und Clarissa bemerkte, daß das Tischtuch schief lag und nicht sehr reinlich aussah. Sie blickte sich im Zimmer um, während ihr Vater eine frische Cigarre anbrannte, und fand noch ganz die alte Einrichtung wieder, welche sie seit der ersten Zeit kannte, nur etwas zerschlissener, farbloser und dürftiger geworden. Hinter dem Tisch ein braunes Sofa altmodischer Form, mit Flecken und Löchern im Ueberzug, daneben der grüne Lehnstuhl des Vaters, noch etwas besser erhalten, einige Rohrstühle, eine dunkle Kommode, ein Pianino an der Wand und als Bilderschmuck einige recht gute Kupferstiche.

Doktor Brandes setzte sich an das Instrument und spielte in der ihm eigenen Art, indem er nämlich mit einigen Fingern oder nur mit dem Zeigefinger der rechten Hand eine Melodie hervorzubringen suchte. Dabei wälzte er beschaulich die Cigarre aus einer Mundecke in die andere. Doch währte es nicht lange, so erschien Dolly mit dem Abendessen. Sie brachte

ein gebackenes Kalbshirn für den Vater, für sich und Clarissa aber nur Schwarzbrot und Butter.

„Du wirst wohl so einfache Sachen nicht mehr gewohnt sein," sagte sie zur Schwester. „Aber es ist hier nun einmal nicht wie in vornehmen Häusern."

Sie hatte etwas Weiches, Nachgiebiges in der Stimme, und der Ton war tief. Clarissa erinnerte sich, daß manche Leute diese Stimme sehr schön gefunden hatten, aber ihr kam es so vor, als sei der Klang gar zu bequem. Sie betrachtete die Schwester jetzt mit aufmerksamem Blick, denn in der Küche war es zu dunkel gewesen. Sie konnte nicht finden, daß sie sich in den letzten Jahren verändert habe, nur schien die Unterlippe noch etwas dicker und die ganze Gestalt etwas üppiger geworden zu sein. Dolly konnte wohl für ein hübsches Mädchen gelten, zumal in einiger Entfernung, wo es weniger bemerklich war, daß ihre Züge nicht eben sehr rein und fein geschnitten waren. Und dann diese emporsehenden weiten Nasenlöcher verliehen dem Gesicht etwas Freches. Ihre Augen waren blau, beinahe wie Clarissas Augen, doch war dies die einzige Aehnlichkeit zwischen den Schwestern, und auch der Ausdruck der Augen war zwischen beiden wieder sehr verschieden. Starkes blondes Haar umwogte aufgetürmt und wirr Dollys Kopf, und als sie das Essen auf den Tisch setzte, fiel es Clarissa auf, wie wenig fein Dollys Hände seien. Dolly bemerkte Clarissas Blick.

„Sie sind nicht so schön wie Deine Hände,“ sagte sie, „aber ich fasse auch alles an. Es ist aber auch gleichgiltig. Wer sieht sie denn?“

Doktor Brandes legte die Cigarre auf den Rand des Eßtisches und langte zu. Er verspeiste seine besondere Schüssel, griff dann wieder zur Cigarre und schickte Dolly hinaus, um ihm einen Grog zu bereiten. Er hatte das Gefühl, Clarissas Ankunft mit irgend etwas feiern zu müssen, und er bot den Töchtern zuerst an, eine kleine gemeinsame Bowle zu mischen. Als sie aber beide dankten, feierte er allein und trank Grog.

Dolly blieb auffallend lange draußen, um das Getränk zu bereiten, und Clarissa konnte sich eines gewissen Verdachtes hinsichtlich der Offiziersmütze im Garten nicht ganz enthalten. Sie erinnerte sich einiger Streiche, die Dolly vor Zeiten verübt hatte; freilich war sie jetzt nahe an vierundzwanzig und mußte doch wohl vernünftiger geworden sein. Als Dolly endlich wieder erschien, war ihr Gesicht ziemlich stark gerötet, doch mochte das wohl vom Herdfeuer kommen.

Doktor Brandes trank und rauchte, und nun lenkte sich das Gespräch allmälich auch auf Clarissas bisherige Stellung in Wien.

„Es ist wohl ein reiches Haus, das gräflich Leinzellersche?“ fragte der Vater. „Ich erinnere mich des Namens von früher her. Der alte Graf Leinzeller, vermutlich der Vater Deines Grafen, spielte eine Rolle in der Politik unter Metternich.“

Clarissa erzählte von Wien, und als sie sagte, daß das Leinzellersche Vermögen wohl nach Millionen zähle, funkelten die Augen des alten Reporters auf wie die einer Katze.

„Millionen!" sagte er mit einem Stöhnen, während seine Finger sich zusammenkrallten.

„Wer das Geld doch nicht hat, dem kann es gleichgiltig sein," sagte Dolly. Die Erzählung Clarissas interessirte sie nur in geringem Grade. Nachdem sie die Lampe angezündet hatte, holte sie einen Roman herbei, schob eine Hand in ihr Haar und las. Nur gelegentlich blickte sie auf und zeigte durch eine vereinzelte Bemerkung, daß sie zu gleicher Zeit lesen und zuhören konnte. Clarissa berichtete über den Grafen Leinzeller, und indem sie von ihm sprach, tauchte seine Erscheinung in einem günstigeren Licht als bisher vor ihrer Erinnerung auf. Vielleicht war es der Gegensatz zwischen dem weiten und großartigen Leben in Wien und der Enge des Lebens in der kleinen Stadt, der dem Bilde des Grafen und seines Hauses einen vorher nicht bemerkten Glanz verlieh. Clarissa stellte den Grafen als einen vornehmen Mann von liebenswürdigem Wesen und großer Freigebigkeit hin und erwähnte, daß er ihr bei der Kündigung ein volles Jahresgehalt angeboten hatte. Natürlich habe sie es abgelehnt und sich mit einem Vierteljahrsgehalt begnügt.

Bei diesen Worten sah Dolly von ihrem altersgelben Band aus der Leihbibliothek auf und maß die

Schwester mit einem Blick, worin sich mit der Verwunderung über eine unbegreifliche Sonderbarkeit zugleich die Verachtung unpraktischen Sinnes mischte. Der Vater aber nahm die Cigarre aus dem Mund und ließ einen zischenden Ton vernehmen, wie wenn ihm zu seiner Enttäuschung eine für sicher gehaltene Beute aus dem Garn entwischt wäre. Er sagte nichts, aber er blickte nachdenklich und neugierig auf seine Tochter.

„Ich habe trotzdem genug Geld mitgebracht, um euch die Last meines Besuches erleichtern zu können," sagte Clarissa schnell. „Es versteht sich von selbst, daß ich euch Kostgeld bezahle."

„O, es ist ja nicht nötig," erwiderte Dolly. „Du siehst, wir machen keine Umstände mit Dir. Es wird so teuer ja nicht sein."

Der Vater aber streckte seine Hand aus und drückte Clarissas Rechte.

„Mein liebes Kind," sagte er mit gerührtem Ton, „davon kann gar keine Rede sein. Noch dazu bin ich bereits in Deiner Schuld. Du weißt ja. Aber ich werde Dir das Geld natürlich in der nächsten Zeit wiedergeben."

„Es ist schon gut," sagte Clarissa. „Aber ich finde es ganz der Ordnung gemäß, wenn ich euch ein Kostgeld gebe. Wir werden uns darüber leicht verständigen. Lange denke ich übrigens auch nicht zu bleiben; ich will nur in Ruhe und ohne Uebereilung

eine neue Stellung suchen. Mein Plan ist, eine Anstellung an einer öffentlichen Schule zu erhalten. Ich habe das Leben in Privatfamilien, in vornehmen Häusern satt bekommen."

„Das begreife ich nicht," sagte Doktor Brandes beinahe heftig. „Das ist doch wohl nur eine Schrulle von Dir. Ich bitte Dich, liebes Kind, wie kannst Du nur auf die Idee kommen, Dich mit einem halben Hundert ungezogener Bälge herumschlagen zu wollen?! Ich sollte meinen, wer auf Parket gehen und von Silber speisen kann, wäre ein Narr, zur Plebs hinabzusteigen!"

„Dein alter Freund Doktor Faber ist ganz entgegengesetzter Meinung," antwortete Clarissa. „Und ich selbst denke, daß an einer öffentlichen Schule der Wirkungskreis weit segensreicher und deshalb auch befriedigender für den Lehrer ist als in einer Familie."

„Wenn Faber Dir solche Motten in den Kopf gesetzt hat, so bedaure ich, die Veranlassung zu Deiner Bekanntschaft mit ihm gewesen zu sein. Er ist immer ein exzentrischer Mensch gewesen, mit dem der Umgang zwar interessant war, aber auf dessen überspannte Ideen kein Vernünftiger je eingegangen ist. Und was Du mir von ihm erzählt hast, beweist mir wieder, daß ein Mensch, der einmal Anlage zu Schrullen hat, mit dem Alter nur immer verrückter anstatt verständiger wird."

„Ach, laß doch, Papa!" warf Dolly ein. „Es ist ja ganz gleichgiltig; wer wird sich darum streiten?"

„Nein, mein Kind, das ist nicht gleichgiltig," fuhr Doktor Brandes fort. „Nur derjenige, der seinen Fähigkeiten entsprechend wirkt, kann vorwärts kommen, und wer nicht die Strömung, die ihm günstig ist, benützt, der geht unter. Ich habe im Laufe meines Lebens immer die Erfahrung gemacht, daß es weit weniger auf Ideen und Fähigkeiten und Pläne und Tüchtigkeit und all das Zeug ankommt als darauf, daß man das rechte Fahrwasser findet. Hat einer das rechte Fahrwasser gefunden, so geht alles von selbst, andernfalls aber arbeitet er sich ab und geht nach und nach ganz zu Grunde. Wer einmal wie Du, Clarissa, den Fuß in die gute Gesellschaft — ja, was sage ich — in den Kreis der Auserwählten gesetzt hat, der ist ein Narr, wenn er abspringt und Dinge treibt, die jeder Anfänger, jeder Schulamtsrüpel, jedes Fortbildungsmädchen treiben kann. Oeffentliche Schule! Ein Mädchen wie Du, von den feinsten Manieren, ungewöhnlich hübsch, von den reichsten Talenten!"

„Ach, laß doch, Papa," sagte Dolly, wieder von ihrem Buch aufsehend. „Ein jeder muß selbst am besten wissen, was er thut, und schließlich ist es ja auch ganz gleichgiltig, denn man weiß nie vorher, wie alles kommt. Ich glaube an das Kismet."

Doktor Brandes lachte.

„Das Kismet will unterstützt sein," sagte er. „Und offen gestanden, bin ich überhaupt der Ansicht, daß

das Unterrichten für Mädchen nicht das Richtige ist. Ganz gewiß nicht für schöne Mädchen. Ein jeder soll nach seinen Gaben thätig sein, und wenn ein schönes Mädchen sich mit Stundengeben quält, so kommt mir das so vor, als ob jemand mit goldener Schaufel Sand grübe."

Damit stand er auf, setzte sich wieder an das Instrument und spielte mit einem Finger, Dolly las weiter, und Clarissa hörte mit halber Aufmerksamkeit auf das unerfreuliche Getön, während sie über die Zustände des väterlichen Hauses nachdachte. Es war zu Hause doch noch unerquicklicher, als sie erwartet hatte. In der Ferne hatte sich alles ein wenig verklärt. Wie die Gruppen eines Parkes von weitem malerisch sind, in der Nähe aber sich zu einzelnen Bäumen auflösen, so nahm für ihr Auge auch das Heim wieder eben jenen Anblick an, der sie früher schon bewogen hatte, in die Fremde zu gehen. Sie fühlte sich ganz einsam, und fast dachte sie schon mit Bedauern an Wien zurück. Sie begab sich in die Kammer, in welcher sie mit Dolly schlafen sollte, und packte ihre Sachen aus, die inzwischen angekommen waren. Es war nicht sehr ordentlich in der Kammer, und Clarissa suchte ein etwas besseres Aussehen derselben herzustellen, indem sie zugleich für die eigenen Sachen und für Dollys Eigentum gesonderte Plätze einrichtete. Dabei entdeckte sie in einem Sack voll gebrauchter Wäsche ein Paket Bonbons, Schokoladepralinen und anderer Süßigkeiten.

„Ich habe ein bißchen Ordnung gemacht, damit unsere Sachen nicht durcheinander kommen,“ sagte sie zu Dolly, als sie wieder in das Zimmer trat. „Hoffentlich bist Du mit meinem Arrangement einverstanden.“

„Ach, das war ja nicht nötig,“ antwortete Dolly. „Wir werden schon finden.“

So hielt Clarissa ihren Einzug daheim, und als sie zu Bett gegangen war, lag sie noch lange wach und dachte über allerhand nach. Sie beschloß, gleich am andern Tag Schritte zu thun, um eine neue Stellung zu bekommen. Es gefiel ihr zu Hause nicht so gut, daß sie Lust gehabt hätte, lange zu bleiben.

Am andern Morgen forderte Dolly sie auf, bei den Bekannten Besuche zu machen. Clarissa wandte ein, daß es der Mühe nicht lohnen werde, da sie bald wieder abzureisen gedenke, daß sie auch recht unbekannt mit den Bekannten sei, welche Dolly ihr nenne. Aber Dolly bestand mit ungewöhnlicher Energie auf ihrem Verlangen. Clarissa machte wieder die Beobachtung, die sie in früheren Jahren schon gemacht hatte, daß Dolly gegen vieles gleichgiltig sei, nur nicht gegen die öffentliche Meinung. Besonders waren da einige alte Damen, die Frau Könnecke, die Frau Kühnemeier und die Frau Prietzel, welche für Dolly gewissermaßen das Weltgericht bildeten. Diese vor allen sollte Clarissa besuchen und ihnen ihre Hochachtung bezeugen. Der Schwester zu Gefallen ging Clarissa endlich und besuchte zunächst diese drei. Die alten Damen wohnten

in verschiedenen Gassen und waren in vielen Stücken von einander verschieden, nur in einem Punkt stimmten sie nach Clarissas Meinung überein, nämlich darin, daß sie entsetzlich vulgäre Weiber waren. Sie waren alle drei kinderlose Witwen, alle drei vermögend und alle drei geizig. Sie flossen über von Dollys Lob. Ein so gutes, ein so braves, ein so hübsches Mädchen! Dolly besuchte sie oft in ihrer Einsamkeit, wie sie sagten, erzählte ihnen, was in der Stadt vorgegangen war, besorgte die Korrespondenz der Frau Könnecke, rieb der Frau Kühnemeier rheumatische Schulter ein und fuhr mit Frau Prietzel aufs Land, wenn diese auszog, um von den ihr verschuldeten Bauern die Zinsen einzutreiben.

Clarissa kam sehr mißgestimmt nach Hause. Die Besuche hatten ihr ein niederdrückendes Gefühl hinterlassen. Sie sah jetzt deutlich, warum Dolly so viel Wert auf die Freundschaft der widerlichen alten Weiber legte.

„Wie ist es nur möglich,“ sagte sie voller Empörung zu ihrer Schwester, „daß Du Dich um der elenden Geschenke willen, die Dir diese Frauen machen, so wegwirfst?“

Dolly lachte.

„Die Geschenke sind gar nicht so elend,“ sagte sie. „Frau Prietzel hat mir ein Dutzend Handtücher zum Geburtstag geschenkt und Frau Könnecke ein seidenes Kleid. Wenn Du zu vornehm bist, so ist das Deine

Sache. Jeder macht es, wie er will, und es ist ja auch ganz gleichgiltig."

Clarissa schwieg. Als sie sich umkleidete, kam sie mit dem Sack gebrauchter Wäsche in Berührung, welcher die Süßigkeiten enthielt, und verwundert sah sie, daß das große Paket bis auf eine Handvoll Bonbons zusammengeschmolzen war.

Zu Mittag hatte Dolly für den Vater ein Ragout von jungen Tauben und ein Gericht Spargel bereitet, für die Töchter aber gab es nur eine Bratwurst und Kartoffeln. Doktor Brandes lobte das Essen sehr und trank auf Dollys Gesundheit einen feinen Rotwein. Clarissa legte nicht viel Wert auf Essen und Trinken, aber geschmeichelt fühlte sie sich nicht durch die Behandlung, die ihr von der ältern Schwester zu teil wurde.

„Heute nachmittag ist Konzert," sagte Dolly.

„Wo ist das Konzert?" fragte Clarissa.

„Frag doch nur nicht!" entgegnete die Schwester. „Wo soll es denn nur sein? Es ist natürlich in der ‚Erholung', wo es immer gewesen ist."

Clarissa entsann sich. Es war also mit den Konzerten noch gerade so wie früher. Im Winter spielte die Musik im Saal und im Sommer im Garten der Erholung, und noch niemals hatte Dolly auch nur einen einzigen Ton versäumt. Um nicht Anstoß zu erregen, erklärte Clarissa, sie werde mitgehen, und kleidete sich nach Tisch für das Konzert an.

„Hast Du denn kein anderes Kleid oder wenigstens einen guten Hut?“ fragte Dolly, als Clarissa ihre Toilette beendigt hatte.

„Liebe Dolly,“ antwortete Clarissa lächelnd, „mein Kleid und mein Hut sind so, wie sie von der besten Gesellschaft getragen werden. Sie sind von einer Mode, die erst in drei Jahren zu euch gelangen wird. Das Einfache und Dunkle ist übrigens, wenn Du mir erlauben willst, Dir die Wahrheit zu sagen, unter allen Umständen mehr chic als Deine mit unechten Spitzen besetzte hellseidene Fahne von Frau Könnecke und als Dein auffallender Hut mit der riesigen weißen Feder. In einer kleinen Stadt ist freilich der Geschmack anders als in London, Paris und Wien, und Du kannst hier ja gehen, wie Du willst. Aber wenn Du mit dieser Frisur und mit dieser Toilette in Paris gingest, würde Dich jedermann für eine Lorette halten.“

Dolly zuckte die Achseln. Sie konnte sich nicht enthalten, ihre Schwester mit geringschätzigem Blick zu messen.

„Man merkt es, daß Du eine Gouvernante bist, Du bist so weise,“ sagte sie.

„Jedenfalls,“ entgegnete Clarissa ärgerlich, „ist es eine überall in guter Gesellschaft herrschende Sitte, sich nicht bloß für Ausgänge anständig anzuziehen, und man braucht keine Gouvernante zu sein, um das zu wissen. Du siehst im Hause so aus, daß Du keinen Besuch empfangen könntest. Heute mittag warst

Du noch im Morgenrock, und der war zerrissen. Jetzt putzest Du Dich wie ein Pfau."

„Zu Hause habe ich zu viel zu thun, um mich gut anzuziehen," sagte Dolly. „Es wäre rechter Unsinn, wenn ich das thun wollte. Wer sieht mich denn?"

„Das ist es eben. Wer etwas auf sich hält, der geht nicht bloß für andere Leute anständig."

Die Schwestern gingen mit dem Vater zusammen in das Konzert. Es war alles noch gerade so wie sonst. Auf den Plätzen dicht am Hause und unter dem Säulengange saßen die Adeligen, weiter unten die Bürgerlichen. Dolly steuerte auf einen Platz zu, dessen Besitz der Familie zuzukommen schien. Wenigstens erinnerte sich Clarissa, daß vor Jahren schon Dolly an eben diesem Platz den Prunk ihrer Toiletten entfaltet hatte. Nach und nach gesellten sich Frau Könnecke, Frau Kühnemeier, Frau Prietzel und noch ein halbes Dutzend anderer Damen zu ihnen, während Doktor Brandes sich entfernte. Es war hergebracht, daß er seine Tochter nur begleitete, dann aber an seinen gewohnten Tisch auf dem Bahnhof ging. Clarissa fühlte sich grenzenlos unbehaglich in dem Konzert. Die Damen, zwischen denen sie saß, waren in demselben Stil wie Dolly gekleidet, und sie führten ein Gespräch, an dem Clarissa gar nicht teilnehmen konnte. Es drehte sich um lauter Dinge, von denen sie nichts wußte: um die persönlichen Angelegenheiten der Leute,

die im Konzert anwesend waren oder die überhaupt das Städtchen bewohnten. Es war bewundernswert, wie genau Dollys Kreis mit den geheimsten Angelegenheiten fast aller Familien bekannt war. Die Damen wußten, wie viel die Leute jährlich zu verzehren hatten und wirklich verzehrten, wie es in ihrem Hause, ihrem Wohn- und Schlafzimmer, ihrer Küche und ihrem Keller aussah. Von einigen dieser Familien wurde mit der größten Hochachtung gesprochen: es waren die wohlhabenden und reichen. Andere wurden mit Geringschätzung behandelt: es waren die ärmeren. Nur vom Adel wurde nicht gesprochen: er stand zu hoch. Allgemeines Interesse bekundete sich besonders für eine Familie, welche nicht im Konzert anwesend war, und das Gespräch über diese wollte gar nicht abreißen. Diese Leute hießen Würmeling, und sie hatten sich eine Villa gebaut. Herr Würmeling war Fabrikant von Stiefelwichse gewesen, hatte sich aber nun vom Geschäft zurückgezogen, und seine Villa war ein Wunder. Jede der anwesenden Damen wußte irgend etwas Interessantes darüber mitzuteilen. Das Wohnzimmer war im Renaissancestil mit einem Kronleuchter und Gardinenhaltern von cuivre poli. Im Salon hingen die Gardinen dreifach übereinander, und die Stoffe waren so kostbar, daß man sie gar nicht benennen konnte. Am besten wußte Dolly über Würmelings zu erzählen. Sie war in der Villa gewesen und schilderte das Leben dort so spaßhaft, daß selbst

Clarissa lachen mußte. Frau Würmeling aß, wie sie behauptete, noch immer in der Küche an einer Ecke des Anrichtetisches, da sie es für schade hielt, das feine Eßzimmer zu benützen. Herr Würmeling hatte ein Wappen in Stein meißeln lassen wollen, um es über dem Eingang der Villa aufzuhängen, war aber wieder davon abgekommen und hatte zwei Sphinxe anfertigen lassen, die zu beiden Seiten der Thür stehen sollten, eine Wichsdose zwischen den Tatzen haltend, wie Dolly sagte. Aber obwohl über Würmelings gespottet wurde, lag doch ihrer Erwähnung immer ein tiefer Respekt zu Grunde, und das Bewußtsein, Würmelings seien sehr reich, ließ alle ihre Schwächen als liebenswürdige Eigenschaften erscheinen.

Plötzlich entstand eine Bewegung am Tische. Dolly hatte mit ihren Luchsaugen entdeckt, daß der junge Herr Würmeling selbst sich dem Garten nähere, und alle Damen blickten nach ihm. Er war der einzige Sohn und der Erbe von Hunderttausenden.

„Dein alter Anbeter!“ raunte Dolly ihrer Schwester mit einem Lächeln zu.

Clarissa zuckte die Achseln. Sie erinnerte sich recht wohl der Schwärmerei, welche der junge Herr Würmeling in früheren Zeiten für sie gehegt hatte, obwohl sie während ihrer Abwesenheit kaum an ihn gedacht, kaum das Bild seiner Persönlichkeit bewahrt hatte.

Herr Würmeling kam in den Garten und ging

mit zaghaftem Wesen, wie es schien, zwischen den verschiedenen Tischen hin, indem er hierhin und dorthin, wo er Bekannte entdeckte, seinen Hut zog. Er schien jedesmal in Ueberraschung zu geraten, bevor er grüßte. Eine gewisse Verlegenheit und Schüchternheit prägte sich in seinem Benehmen aus, obwohl er sicher sein konnte, daß er überall mit unbegrenzter Hochachtung angesehen wurde.

„Dieser Anzug!“ sagte Dolly, die jeden seiner Schritte verfolgte. „Sieht er nicht aus wie ein Barbiergehilfe? Und er ist so reich! Dieser gelbe Strohhut, dieser grüne Schlips! Und wie ihm der Rock sitzt! Sein Vater ist immer in Verzweiflung über ihn.“

Jetzt kam der junge Herr Würmeling in die Nähe des Tisches, wo Clarissa saß, und Frau Könnecke, Frau Kühnemeier, Frau Prietzel, wie die anderen alten Damen grüßten ihn beinahe zuerst.

„Guten Tag, Herr Würmeling!“ sagte Dolly mit einladender, weicher Stimme.

Herr Würmeling stockte, wie in Ueberraschung, indem er den Hut abzog, und als er jetzt Clarissa bemerkte, wurde er rot.

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?“ fragte Dolly. „Sie klagte sehr über ihr Befinden, als ich sie vorgestern sah.“

„Ich danke, Fräulein Brandes,“ antwortete Herr Würmeling. „Es geht ihr wieder ganz gut.“ Und

mit diesen Worten kam er, den Blick auf Clarissa geheftet, dem Tisch näher.

„Bitte, setzen Sie sich doch," sagte Frau Prietzel, indem sie einen mit Sonnenschirmen und Tüchern belegten Stuhl abräumte.

„Wenn Sie erlauben, setze ich mich einen Augenblick," sagte Herr Würmeling. Und er setzte sich, den Hut in der Hand, auf den vorderen Rand des Stuhles.

„Meine Schwester — wenn Sie sich noch erinnern, Herr Würmeling," sagte Dolly, gleich als ob sie nicht bemerkt hätte, daß er in höchster Verwirrung nur für Clarissa Augen hatte. „Sie ist zum Besuche zu uns gekommen."

„Sehr angenehm. Ja wohl!" antwortete er.

Herr Würmeling war ein großer, doch etwas eckig gebauter Herr von etwa sechsundzwanzig Jahren, mit bartlosem, eckigem Gesicht, das den Eindruck großer Gutmütigkeit machte. Besonders seine braunen Augen hatten einen unendlich guten Ausdruck, sie glichen beinahe den treuen Augen eines großen edlen Hundes.

„Wie steht es mit der Villa?" fragte Dolly, als er in großer Verlegenheit dasaß und keine Worte finden konnte. „Sind die Sphinxe schon fertig?"

„Noch nicht ganz," entgegnete Herr Würmeling. „Vater ist sehr ungeduldig und möchte gern alles fertig sehen, aber die Handwerker sind so unzuverlässig."

„Meine Schwester ist auch in Paris gewesen," sagte Dolly. „Sie kennen ja Paris so gut, Herr

Würmeling, da können Sie sich gleich mit ihr unterhalten."

„Wirklich?" fragte er. „Sie waren auch in Paris, Fräulein Clarissa?"

„Zuletzt in Wien," antwortete sie, „und vorher in England auf dem Lande. Aber ich bin von England aus mehreremale für einige Wochen in Paris gewesen."

„Es ist eine sehr schöne Stadt," sagte Herr Würmeling.

„Ja, Herr Würmeling, es ist eine sehr schöne Stadt," sagte Clarissa, „und besonders für Sie gewiß sehr interessant durch die großen technischen Etablissements."

„O ja!" sagte Herr Würmeling erfreut. Clarissa hatte ein Thema berührt, das ihm, wie sie wohl wußte, geläufig war. Er hatte eine große Vorliebe und viel Verständnis für Maschinenwesen. So begann er denn aufzutauen und erzählte. Er beschrieb Clarissa mit vieler Umständlichkeit die Einrichtung eines lenkbaren Luftballons, und dabei verschwand seine Verlegenheit allmälich.

Als es zu dämmern anfing, wurden mehrere Dutzend farbiger Lampions angezündet, und nun begannen die jüngeren Damen umherzuspazieren. Ein Lieutenant des in dem Städtchen garnisonirenden Bataillons verließ den adeligen Teil des Gartens und gesellte sich zu Dolly. Herr Würmeling verließ

Clarissa nicht mehr und schloß ihr einen großen Teil seines Herzens auf. Er wäre so gern Maschinenbauer geworden, aber sein Vater wollte es nicht zugeben. Er sollte die Leitung der Fabrik fortführen, durch die sein Vater sein Vermögen erworben hatte. Er war sehr unglücklich darüber, denn die Schuhwichse interessirte ihn nicht.

Clarissa merkte sehr gut, daß der junge Herr Würmeling noch etwas anderes auf dem Herzen hatte und daß es nur eines geringen Entgegenkommens von ihrer Seite bedurft hätte, um sein Herz völlig aufzuschließen. Aber vorsichtig und gewandt vermied sie die Gelegenheit, das Vertrauen ihres Begleiters völlig zu erwerben, und blieb bei den Maschinen und sonstigen Gegenständen unverfänglicher Mitteilung. Sie bemerkte außerdem, daß Dolly sich mit ihrem Lieutenant gern in die entlegensten Ecken und Winkel des Gartens verlor. Die weiße Feder auf ihrem Hut war dem Streben nach Verborgenheit aber nicht günstig. Ueberall sah Clarissa den hellen Schimmer, und so gut wie sie konnten auch andere Leute ihn sehen.

„Es wäre hübscher gewesen, wenn Dein Lieutenant Dich schon am Tag aufgesucht hätte,“ sagte Clarissa, als die Schwestern wieder zu Hause angelangt waren.

„Ach, ich mache mir nichts aus ihm,“ antwortete Dolly. „Aber er klebt so.“

„Ich meine, daß es nicht hübsch ist, sich fernzuhalten, so lange es hell ist, und erst in der

Dunkelheit zu kommen. Es macht keinen guten Eindruck auf andere Leute, und andere Leute sind doch für Dich maßgebend, so viel ich weiß. Ein Mädchen, dem die Lieutenants in dieser Weise den Hof machen, hat wenig Aussichten, sich zu verheiraten."

„Pah, heiraten!" sagte Dolly. „Ich werde mich hüten, mich an Einen zu binden."

Achtes Kapitel.

Clarissa hatte auf der Post einen Brief aus England vorgefunden und las ihn heimlich und mit Entzücken. Sie benützte eine längere Abwesenheit Dollys, um den Brief zu beantworten. Sie erzählte, jetzt in ruhigerer Stimmung, von ihrem Aufenthalt in Wien und schilderte ihre gegenwärtige Lage. Dann schloß sie mit folgenden Worten: „Warum befragen Sie mich so demütig, mein Freund? Steht es mir denn zu, meinem Meister gegenüber den Lehrer zu spielen? Wollen Sie meinem Geschlechte diese geheimnisvolle Anmut rauben, welche unsere Allmacht ist, ja vielleicht auch unsere einzige Macht? Sie reden davon, mir gehorchen zu wollen. Nein, mein Gesinnungsbruder, ich bitte Sie! Sie würden mich in Ihrer Person erniedrigen. Wissen Sie denn nicht, daß mein Herz an das Ihrige gefesselt ist, und wollen Sie mein Herz zu Ihren Füßen sehen? Ich sagte Ihnen, daß ich die Amazonen und Mannweiber, die befehlshaberischen Unterröcke und die Engel mit Schnurrbärten haßte.

Diejenigen Frauen, welche in aufrührerischer Weise protestiren, sind nur verfehlte Männer, welche sich lächerlich machen und über welche die wahren Frauen erröten. Diejenigen, welche ihre Ueberlegenheit reklamiren, gleich als hätten sie sie verloren, beweisen damit nur, daß sie sie noch nicht entdeckt haben. Von allen Arten der Scham ist meiner Ansicht nach die köstlichste jene heilige Scham der Macht, welche die Herrschaft so sehr dem Gehorsam ähnlich macht, daß beide zu einer unwiderstehlichen Liebe zusammenschmelzen. Wir wollen unsere Rollen nicht vertauschen, denn wir würden beide dabei verlieren. Seien Sie vor allem nicht so unbarmherzig, durch Ihre Fragen meine Einfalt bloßzustellen. Sie stellen sich unwissend, um mir die Lächerlichkeit des Predigers zuzuschieben, oder vielleicht wollen Sie auch nur ein kleines Examen mit mir anstellen. Ich will es im letztern Sinne nehmen und als Schülerin will ich eine Lektion aufsagen, die ich von Ihnen gelernt habe; denn Sie schrieben mir doch, daß wir nicht daran denken dürften, hinsichtlich der Erziehung und des Berufs den Unterschied aufheben zu wollen, den die Natur zwischen Mann und Weib gesetzt hat. Damit würden wir uns sehr lächerlich machen. Aber in denjenigen Dingen, zu welchen sowohl das Weib wie der Mann geschickt seien, in denen müsse eine gleiche Erziehung stattfinden und eine gleiche Anstellung im Staate. Man solle nicht einen Mann zu etwas verwenden, weil er

Mann, sondern weil er zu der Sache geschickt sei, und so solle man auch das Weib nicht von einem Berufe ausschließen, weil es Weib, sondern nur weil es dazu ungeschickt sei. Viele Beschäftigungsarten aber würden sich finden, die jetzt noch dem Weibe verschlossen seien, weil das Gesetz auf die Voraussetzung gegründet sei, das Weib sei geringer an Intelligenz und allen geistigen Anlagen als der Mann. Darum habe das Gesetz dem Weibe zwar alle Pflichten, aber nicht alle Rechte gegeben, habe es zu gleicher Zeit unmündig und doch verantwortlich gemacht. Habe ich meine Lektion richtig aufgesagt, mein lieber Lehrer? Seit wir uns nicht sahen, habe ich manche lehrreichen Beobachtungen über die Ehe anstellen können. Die Gegner der Emanzipation werfen uns vor, wir wollten die Ehe aufheben. Das ist ein Vorwurf, der der Einsicht unserer Gegner durchaus angemessen ist. Aber ich überzeuge mich doch immer mehr, wie sehr Sie recht haben, wenn Sie verlangen, daß ein wenig mehr daran erinnert werde, daß die Ehe des Menschen wegen und nicht der Mensch der Ehe wegen da ist. Ach, mein Freund, wie lebhaft ist doch bei mir das Gefühl, daß Gott uns glücklich machen möchte und daß wir uns nur selbst mit unseren Vorurteilen, Besorgnissen und Einrichtungen quälen! Wie sehr bin ich davon überzeugt, daß der glücklichste Mensch auch zugleich der tugendhafteste, oder vielmehr, daß der tugendhafteste der glücklichste Mensch ist! Wie sehr sind

doch jene Frommen zu bedauern, denen das Wort Tugend selbst schon ein Greuel ist, wie sehr betrügen sich jene Klugen, welche meinen, sie hätten etwas Besseres gefunden als die Tugend! Ich werde hier in der kleinen Stadt durch den Gegensatz des hiesigen Daseins zu großstädtischem Leben so recht an die wahren Bedingungen unseres Glückes erinnert. Wir sind leicht zu glauben geneigt, daß ein idyllischer Frieden die Seele des Kleinstädters umfinge, weil der Lärm, weil die Verführungen der Großstadt ihm fern bleiben. Aber das ist ein Irrtum. Ueberall sind wohl die Menschen in gleicher Weise dem Kleinlichen, dem Nebensächlichen, dem Falschen zugewandt, weil das Gute und Große zu hell für ihre schwachen Augen strahlt. Aber in der Kleinstadt waltet das Bestreben stärker vor, sich über das eigene Unglück durch Betrachtung des Unglücks der Nebenmenschen zu trösten. Das kommt dadurch, daß die Leute hier mehr Zeit haben und die Verhältnisse ihrer Mitmenschen leichter übersehen können. Daraus entwickelt sich ein erstaunlicher Neid, denn das Fremde erscheint immer noch besser als das Eigene, und es kommt mir oft so vor, als gönnten sich die Leute hier einander kaum die Speise, die sie zum Munde führen, kaum die Luft, welche sie atmen. In der großen Stadt verwischt der Anblick so vielfältigen Lebens diese persönliche Mißgunst, außer in bestimmten Koterien, die sich einander zu beobachten vermögen; und dann habe ich das Gefühl,

daß der große Wellenschlag gemeinsamer Gedanken und Interessen in der Großstadt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärkt und dem Egoismus seine Spitze nimmt. Das ist wenigstens gewiß, daß ein Verständnis für neue Ideen in kleinen Städten nicht so leicht gefunden wird wie in großen. Es ist, als mißtrauten die Leute hier ihrem eigenen Urteil. Ein schneller Fortschritt der Kultur ist nur durch die Ansammlungen der Großstädte möglich geworden, dieser selbst aber ist doch wohl nichts anderes als die Annäherung an das wahre Menschentum."

Clarissa faltete den Brief, verschloß ihn und trug ihn zur Post. Ihre Korrespondenz mit England war ihr die liebste Erholung und eine wahre Stütze in dieser Zeit ungewisser Stellung und Aussichten, während eines Aufenthalts, den sie nur aus Not ertrug.

Clarissa schrieb eifrig Briefe nach verschiedenen Seiten und bemühte sich, eine neue Stelle als Gouvernante oder Lehrerin zu erhalten. Aber das Fach zeigte sich überfüllt. Sie bewarb sich vor allem um Anstellung an einer öffentlichen Schule, aber da sie die Laufbahn der Lehrerin nicht an einer Schule angefangen hatte, hielt es schwer, in die Reihe zu kommen. Sie wollte nicht mit dem geringsten Gehalt und mit der untersten Klasse anfangen. Und halb und halb war sie schon entschlossen, um dem Suchen ein Ende zu machen, wieder eine Privatstelle als Gouvernante anzunehmen, denn der Aufenthalt in

dem väterlichen Heim ward ihr mit jedem Tage unangenehmer. Vorzüglich war das Dollys Schuld. Dollys Benehmen war Clarissa unerträglich. Dolly hatte gewiß ihre guten Eigenschaften, sie sorgte in der That für ihren Vater und verdiente dessen Lobsprüche, seine Wünsche hinsichtlich seiner Mahlzeiten und Bequemlichkeiten wurden pünktlich erfüllt. Stets hatte Dolly für ihn seine Lieblingsgerichte bereitet, und sie verstand sich vortrefflich auf die Küche. Dabei war sie noch sparsam und kam mit dem Gelde, das er ihr für den Haushalt gab, in erfinderischer Weise aus. Sie scheute sich vor keiner Arbeit für ihn, und sie hörte seine oft langen Redereien beim Wein und beim Grog mit großer Geduld, ja mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit an. Vater und Tochter paßten ausgezeichnet zu einander. Aber dabei hatte Dolly Eigenschaften, von denen Clarissa immer wieder peinlich berührt wurde. Dolly hatte keine Aehnlichkeit mit den Pharisäern, insofern diese die Schüsseln auswendig rein hielten, denn in Dollys Küche war das Aeußere wie das Innere für ein ordnungliebendes Auge gleichmäßig böse. Dolly lag bis neun Uhr im Bette, denn ihr Vater trank seinen Kaffee erst sehr spät, und sie verbrachte ihren Morgen am Herde, mit einem Roman in der Hand, in einem Kostüm und einer Frisur, die Clarissa nicht ohne Kopfschütteln betrachten konnte. Vor allem aber war es Clarissa widrig, daß Dolly offenbar mit dem Lieutenant heimliche Zusammenkünfte

hatte. Fast jeden Abend verschwand sie für eine gewisse Zeit, ohne daß man hätte sagen können, was sie dazu veranlaßte, wenn nicht dieser Grund vorlag.

Clarissa unterdrückte ihre Bemerkungen darüber, so schwer es ihr wurde, denn sie wollte es nicht ganz mit Dolly verderben. Sie hatte schon zu viel gesagt und sie warf sich vor, die Gouvernante nicht genug in sich versteckt zu haben, denn auf Dollys Gemüt machten Vorstellungen wenig Eindruck. Es war wie Gummielasticum; dennoch gab es eines Tages eine Scene.

Clarissa kam eines Nachmittags, vom Regen überrascht, unerwartet früh nach Hause zurück und fand zwar das Wohnzimmer offen, sonst aber die ganze Wohnung in einer eigentümlichen Verlassenheit und Stille. Alles war verschlossen, und Dolly war nirgends zu sehen, antwortete auch nicht auf Clarissas Rufen. Sie ging ins Wohnzimmer und las, als sie zu ihrer Ueberraschung nach einer Weile Schritte auf dem Flur hörte, die nicht von draußen kamen, sondern sich entfernten. Gleich darauf trat Dolly ein.

„Wer ist denn da?“ fragte Clarissa.

„Ich bin's! Wer soll's denn sein?“ entgegnete ihr Dolly, indem sie ihr wirres Haar rückwärts strich.

„Aber diese Schritte — es geht ja noch jetzt jemand draußen!“

„Ich höre nichts,“ sagte Dolly, nach außen lauschend. „Es ist Dir wohl nur so im Ohre.“

„Aber da geht ja ein Herr aus dem Hause!“

rief Clarissa, indem sie aus dem Fenster sah. „Es ist der Lieutenant aus dem Konzert. Da, da kannst Du ihn sehen."

„Der Lieutenant?" fragte Dolly mit unschuldigem Gesicht. „Ei, wo kommt denn der her? Er ist wohl drüben gewesen. Wir wohnen nicht allein im Hause."

„Er ist bei Dir gewesen!" rief Clarissa empört.

„Wahrhaftig nicht! Bei Gott und der heiligen Jungfrau nicht! Ich will auf der Stelle tot niedersinken, wenn er bei mir gewesen ist!" sagte Dolly.

„Nun," rief Clarissa, erschreckt die Hände faltend, „niemals habe ich jemand so lügen hören, wie Du lügst!"

„Du denkst wohl, Du hättest eines von Deinen Kindern vor Dir?" entgegnete Dolly. „Du bist eine rechte Gouvernante!" Damit setzte sie sich gelassen neben ihren Wäschekorb und fing an, ein Hemd zu flicken.

„Ich könnte weinen über Dich," sagte Clarissa, der in der That Thränen des Aergers und der Scham in die Augen kamen.

„Ach, laß doch! Sei doch nur nicht so pathetisch! Es ist ja nicht nötig," sagte Dolly lachend.

„Du nennst mich eine Gouvernante, und Du hältst mich vielleicht für recht pedantisch, blaustrümpfig oder so etwas," sagte Clarissa nach einiger Ueberlegung ruhiger. „Aber ich versichere Dich, daß ich weniger pedantisch bin, als Du denkst, wahrscheinlich freier in meinen Anschauungen als Du. Was ich an Dir nur nicht begreife, das ist, daß Du so wenig Gefühl für

Ehre, so wenig Stolz hast. Du bist ja gutmütig und Du bist sehr dienstfertig. Ich weiß, daß Du Dich als Kind schon beliebt zu machen wußtest, indem Du für die Eltern und für jedermann sprangst und liefst. Aus dieser Neigung erkläre ich mir, was Du thust, aber meinst Du nicht, daß Dich Deine Gefälligkeit etwas zu weit führt? Du hast es Dir so angewöhnt, den Leuten zu dienen, und jetzt, wie mir scheint, ist es dahin gekommen, daß Du für ein geschenktes Kleid jedem alten Weibe zu hofiren und für eine Düte Bonbons jeden Mann zu küssen bereit bist."

„Das ist nicht wahr," entgegnete Dolly, indem ihre Augen zornig blitzten und ihre Nasenlöcher sich blähten. „Wenn ich jemand küsse, so thue ich es, weil ich will. Ich küsse einmal gern. Uebrigens geht es Dich gar nichts an und ist ja überhaupt gleichgiltig. Wenn Du spioniren willst, so ist es mir lieber, Du reisest wieder ab."

„Regt sich in Dir denn niemals ein Gefühl für das Höhere?" fragte Clarissa. „Hast Du denn nicht in Deinem eigenen Interesse ein Gefühl für die Würde des Weibes? Ich sollte denken, ein jedes Mädchen und eine jede Frau müßte in der jetzigen Zeit, wo so viel geschieht, um die Stellung des Weibes zu heben, wenigstens einigen Anteil an der eigenen großen Sache nehmen. Aber so sehr ist unser Geschlecht an das Dienen gewöhnt!"

„Das sind so Deine Emanzipationsideen," entgegnete

Dolly. „Ihr wollt ja wohl auch das Heiraten abschaffen."

„Wir wollen nicht das Heiraten abschaffen, wie Du Dich ausdrückst, sondern wir wollen der Frau eine Stellung geben, die sie zu einer Gefährtin des Mannes macht, während sie jetzt nur zu oft seine Sklavin, seine Puppe, sein Spielzeug ist."

„Ach, das ist Unsinn," sagte Dolly. „Wovon sollen wir denn leben? Der Mann bezahlt doch alles, weil er es ist, der verdient. Außerdem stehen die meisten Männer unter dem Pantoffel. Ich will mich amüsiren, und wenn ich einmal heirate, so nehme ich einen alten Mann. Zum Heiraten sind alte Männer viel angenehmer als junge. Sie haben mehr Geld und sind nicht so anspruchsvoll."

„Es ist mir gerade so, als bekäme ich Ohrfeigen, wenn ich Dich sprechen höre," sagte Clarissa.

„Weil Du es bist, die unmoralisch ist," erwiderte Dolly. „Die Emanzipation ist unmoralisch. Du hast mir selbst einmal gesagt, die Ehe wäre ein unsittliches Institut. Das ist unmoralisch, denn die Ehe ist ein Sakrament."

„Nicht die Ehe habe ich unsittlich genannt, sondern eine Ehe ohne Liebe," rief Clarissa empört. „Eine so hohe Bedeutung hat meiner Ueberzeugung nach die Liebe, daß eine Ehe ohne sie zur hohlen Zeremonie, ja, daß sie noch etwas Schlimmeres wird. Diese Gesetzesparagraphen, welche die Frau rechtlos

machen, sind erst ausgeklügelt worden, um der brutalen Gewalt und Herrschaft des Mannes den Anschein des Rechtes zu verleihen, und unsere Kirche wiederum hat ein Sakrament aus dem für den Mann so bequemen Eheartikel des alten römischen Rechtes gemacht, um das Weib völlig zu knechten."

„Du bist eine schöne Katholikin," sagte Dolly kopfschüttelnd. „Ich weiß, daß ich selbst schlecht bin, aber so gottlos wie Du — Du würdest wohl auch mit einem Manne zusammen leben, mit dem Du nicht verheiratet wärest?"

„Wenn ich die Wahl hätte zwischen einer Ehe ohne Liebe und einer Liebe ohne Ehe, so würde ich das letztere wählen!" rief Clarissa mit glühenden Augen.

„Siehst Du, Du bist unmoralisch," sagte Dolly. „Aber laß doch, es ist ja gleichgiltig. Es ist ja noch keiner da, der uns heiraten will. Wenn man kein Vermögen hat, so ist das alles müßiges Geschwätz. Jeder muß sich eben amüsiren, wie er kann."

Clarissa schwieg. Sie fühlte sich sehr unglücklich. In Dollys Person vereinigte sich für sie in diesem Augenblick alles, was die Welt ihr als das Peinlichste bot. Sie hatte Dollys Wesen in der Fremde vergessen, sie hatte Dolly von weitem lieb gehabt, aber nun war es wieder das alte Mißbehagen. Clarissa fühlte sich überhaupt nicht wohl in der Heimatstadt. Sie fühlte, daß man sie nicht leiden mochte, daß sie den Ton des Ortes nicht traf. Man hielt sie für

hochmütig, man hielt ihr Benehmen für geziert, man zuckte die Achseln, wenn sie einmal sagte, was sie dachte, und Dolly war gleichsam ein kleines Spiegelbild des Städtchens.

Für Clarissa waren Dollys Tugenden noch schmerzlicher als Dollys Laster.

Daß Dolly eine große Verehrung für das Geld besaß, daß ihr ein reicher Spitzbube achtungswerter erschien, als ein armer Ehrenmann, das rührte Clarissa wenig. Sie hatte es überall in der Welt so gefunden. Daß Dolly eine große Verachtung des Wissens besaß, wenn dasselbe kein Geld verdiente, daß eine Gouvernante in ihren Augen etwas Geringes war, das wollte Clarissa ihr gern verzeihen; aber daß Dolly auch für Ehre und Anstand große Verehrung hegte, erschien Clarissa unerträglich, wenn sie bedachte, wie sehr sich Dollys Begriffe von diesen Dingen von ihren eigenen Begriffen der Ehre und des Anstandes unterschieden.

Dolly schwur nicht höher als bei der heiligen Jungfrau, und sie hegte die Hoffnung, durch der Jungfrau Fürsprache dereinst in den Himmel zu kommen. Aber Clarissa kannte Dolly genau genug, um zu wissen, daß Dolly, wenn sie zur Zeit des Heilandes in Bethlehem gelebt hätte, auch um den Preis der ewigen Seligkeit nicht mit der Jungfrau Maria umgegangen sein würde, aus Scheu vor der Meinung der Frau Könnecke, Frau Kühnemeier und Frau Prietzel. Dolly ehrte das, was die Welt ehrte, sie hielt das

für anständig, was in den Kaffeegesellschaften für anständig erklärt wurde. Sie setzte sich wohl in der Praxis darüber hinweg, wenn sie von ihrer Laune und Neigung getrieben wurde, aber dann schämte sie sich wenigstens und versteckte ihre Verirrungen. Hätten Frau Könnecke, Frau Kühnemeier und Frau Prietzel die Fähigkeit besessen, in das Verborgene zu schauen, anstatt daß nur der liebe Gott es konnte, so wäre Dolly tugendhaft gewesen. Und das war es, was Clarissa im Umgange mit ihrer Schwester peinigte.

Eine große Angelegenheit bewegte zu dieser Zeit die Stadt und besonders Dollys Kopf. Die Villa Würmeling war fertig geworden, die Sphinxe standen vor der Thür, und Herr Würmeling, der Wert auf seine gesellschaftliche Stellung und auf Prunk und Pracht wie auf feine Sitten legte, ging damit um, ein großes Fest zu geben. Es sollte eine italienische Nacht werden, und die Gäste sollten in Kostümen erscheinen. Schon waren Einladungen ergangen, obwohl das Fest erst in vier Wochen sein sollte. Aber Herr Würmeling wollte den Gästen Zeit lassen, für ihre Anzüge zu sorgen und sich Aufführungen und Tänze einzuüben. Dolly war eifrig darauf bedacht, auch ihrerseits möglichst schön zu sein.

Aber Dolly war in Verlegenheit. Sie hatte nicht genug Geld, um sich ein schönes Kostüm zu verschaffen. Hätte sie nur die Stoffe und einige Goldborten und Schmuck gehabt, so hätte sie sich schon helfen können,

aber auch dies fehlte ihr. Von ihrem Vater wollte sie kein Geld erbitten, das war gegen ihre Grundsätze der Sparsamkeit. Von Clarissa mochte sie sich auch nichts geben lassen, denn diese betrachtete die italienische Nacht mit Geringschätzung und würde vielleicht, wie Dolly besorgte, eine überlegene Stellung gewonnen haben, indem sie bezahlte. Dolly hatte einen andern Plan. Eine Cousine in einer andern Stadt war auf dem Polterabend einer Freundin als hessische Bäuerin erschienen. Diesen Anzug sollte ihr die Cousine leihen. Sie schrieb, und wirklich schickte ihn die Cousine, aber als er nun dalag, gefiel der Anzug Dolly nicht. Sie hätte gern etwas kecker und flotter ausgesehen. Sie beschloß, den Anzug zu ändern und als Zigeunerin zu gehen, nur gehörte auch zu der Aenderung Geld. Dolly bekam monatlich zehn Mark Taschengeld, um ihren Anzug und ihr Schuhwerk damit zu bestreiten, und damit kam sie aus, denn sie war eine geschickte Schneiderin. Mit zehn Mark monatlich und der Freundschaft der Frau Könnecke, Frau Kühnemeier und Frau Prietzel brachte Dolly es fertig, außerhalb des Hauses immer sehr elegant zu erscheinen. Aber für den Zigeuneranzug reichte ihre Kasse nicht aus. Hätte sie nur zwanzig Mark gehabt!

Da kam ihr ein Gedanke. Der junge Herr Würmeling hatte seit Clarissas Anwesenheit angefangen, Besuche beim Doktor Brandes zu machen. Er kam

in seiner bescheidenen, verlegenen Weise, setzte sich zu der Familie und sah Clarissa mit liebevollen Blicken an. Doktor Brandes nahm ihn sehr gut auf. Er bemerkte die schüchterne Verehrung, welche der zaghafte Erbe für seine Tochter hatte, und er hätte ihn sehr gern als Schwiegersohn gesehen. Doch war er ein feiner Kopf und that, als merkte er nichts. Er wußte, daß er Clarissas etwaige Neigung, den Anbeter zu erhören, sicherlich durch eine unzarte Einmischung zerstören werde. Sie war so stolz und gab bis jetzt dem jungen Herrn Würmeling durchaus keine Ermutigung. Ja in Wahrheit dachte Clarissa gar nicht an Herrn Würmelings unausgesprochene Wünsche und ließ sich dessen Besuche nur als völlig ungefährlich gefallen. Auf Herrn Würmeling nun richtete Dolly ihre Gedanken, als es sich bei ihr um die notwendige Summe für den Zigeuneranzug handelte.

Nur hielt der junge Würmeling, wie Dolly wohl wußte, sein Geld mit großer Zähigkeit fest, zum Aerger seines Vaters, der gern den vornehmen Sohn des reichen Mannes in ihm erblickt hätte.

Aber Dolly wußte ihn zu fassen. Sie nahm die Gelegenheit wahr, ihn einmal allein und vertraulich zu sprechen, und erzählte unter Seufzern und Thränen eine so rührende Geschichte von einer kleinen Geldsumme, die Clarissa ihr zum Aufbewahren gegeben habe, die aber gestohlen worden sei, daß der junge Würmeling hoch erfreut war, Clarissa heimlich beistehen zu können.

Er drückte Dolly ein Zwanzigmarkstück in die Hand und versprach, niemals davon zu reden.

Dolly dachte bei sich, es sei doch erstaunlich, wie dumm die Männer seien, hüpfte fröhlich in ihre Kammer und holte den Anzug hervor, um ihn sofort zu zerschneiden. Doch die kleine Scene hatte weitere Folgen. Herr Würmeling faßte in dem Gefühl, Clarissa eine Wohlthat erwiesen zu haben, ein großes Vertrauen und beschloß, Dolly zur Hilfe in seiner Herzensangelegenheit anzuwerben.

„Fräulein Dolly," sagte er ihr einige Tage nachher, als er ihr auf einem Ausgange aufgelauert hatte, „ich möchte Sie um Ihren Rat bitten."

„Sehr gern, lieber Herr Würmeling," entgegnete sie und betrachtete sein rotes, verlegenes Gesicht mit ihrem scharfen, listigen Blicke.

„Die Sache ist," sagte er langsam, „daß ich gern Ihre Unterstützung in einer — ich bin recht unglücklich, Fräulein Dolly — ich ..."

„Kommen Sie, Herr Würmeling," sagte Dolly ermutigend, „wir wollen dort in die Anlagen gehen, wo uns niemand sieht. Dort können Sie sich frei aussprechen."

Sie gingen neben einander in die schattigen, einsamen Wege der parkähnlichen Anlagen, und Dolly betrachtete ihren Begleiter von der Seite. Sie wußte ganz genau, was er wollte. Er war stumm und konnte keinen neuen Anfang finden.

„Gewiß wollten Sie mir etwas von Clarissa sagen," begann Dolly endlich, um ihm zu helfen. „Sie interessiren sich ja so sehr für Clarissa."

Dolly seufzte.

„Ja," sagte er dankbar, „das wollte ich auch. Vater hat mir schon oft gesagt, es wäre Zeit, daß ich heiratete, aber ich habe niemals Lust dazu gehabt, weil alle die jungen Mädchen, die er mir vorschlug, mir nicht gefielen. Als ich nun Ihr Fräulein Schwester sah, da erkannte ich mit einemmale, was ich zu thun hätte. Ich habe aber keine Gewißheit, wie sie gegen mich gesonnen ist, und da habe ich nicht gewagt . . ."

„O, Herr Würmeling!" sagte Dolly. Sie blieb bei diesen Worten stehen, ergriff seine Hand und sah ihn mit ihren blauen Augen schwärmerisch an. „Sie haben es nicht gewagt, mit Clarissa zu sprechen?"

„Nein," sagte er. „Ich bin immer so verlegen in ihrer Nähe. Vater hat mir schon oft gesagt, meine Verlegenheit wäre albern, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Wollen Sie nicht für mich das Wort führen, Fräulein Dolly?"

Sie standen im Schatten eines riesigen Gebüsches, und es war ganz still und einsam um sie her an diesem schönen Sommernachmittage.

Dolly drückte zärtlich seine Hand. „Ich helfe Ihnen so gern, Herr Würmeling," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, „denn ach, ich habe Sie ja so lieb."

Sie schlug die Augen auf und sah ihn schmachtend an.

„Ich danke Ihnen herzlich, Fräulein Dolly," entgegnete er. „Ach, bitte, ja, helfen Sie mir! Sprechen Sie mit Clarissa! Sagen Sie ihr, daß ich sie allein liebe und das Glück meines Lebens auf sie setze. Fragen Sie sie, ob sie mich wohl auch ein klein wenig lieben könnte. Ich verlange ja nicht viel, sie braucht mich nicht so zu lieben, wie ich sie liebe. Wenn sie mir nur ein wenig gut sein wollte, so wäre ich schon ganz glücklich."

„Ja, das will ich ihr sagen, Herr Würmeling," antwortete Dolly, indem sie wieder zu Boden blickte und mit der Fußspitze im Sande wühlte. „Ich will ihr das alles sagen, recht gern — nur — nur . . ."

„Was denn, Fräulein Dolly?" fragte er besorgt.

„Nur weiß ich nicht — sehen Sie, Herr Würmeling, ich habe Sie wirklich herzlich lieb, und deshalb müssen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel nehmen. Ich spreche ja nur zu Ihrem Besten."

„Was meinen Sie, Fräulein Dolly?"

„Ich weiß nicht, ob Clarissa so recht für Sie paßt. Ich weiß nicht, ob sie Ihrer auch so recht würdig ist. Sie sind ein vortrefflicher Mensch, Herr Würmeling. Ich kenne Ihr Herz. Es gibt wohl keinen Menschen, der Sie so gut versteht wie ich, Herr Würmeling. Sie sind ein ausgezeichneter Mensch, so solide, so gescheit! Sie verdienen es, glücklich zu werden."

Dolly sah ihn liebevoll an und seufzte tief.

„Was wollen Sie damit sagen, Fräulein Dolly?“ fragte er bestürzt.

„Clarissa ist ja meine Schwester,“ sagte Dolly, mit dem Kopfe nickend, „und ich weiß ja sehr wohl, daß sie auch ihre guten Eigenschaften hat. Aber ob sie gerade für Sie gut paßt? Sie haben eine wirtschaftliche Frau nötig, eine Frau, die sich auf das Hauswesen versteht und es nicht für zu gering hält, für ihren Mann zu sorgen. Solch eine Frau taugt für Sie, Herr Würmeling. Clarissa ist eine Gouvernante, wie Sie wohl wissen. Sie ist schöngeistig, oder thut wenigstens so, und sie ist viel zu stolz, um sich um die Küche zu bekümmern. Ich bin immer im Hause thätig, ich besorge alles für Papa, wie Sie wohl wissen, ich koche und ich thue alles, ich mache auch meine Kleider selbst. Aber Clarissa liest nur. Wer sie einmal ein paar Wochen gehabt hat, der sieht schon, was er an ihr hat. Nicht als ob ich Clarissa damit schlecht machen wollte; sie ist meine Schwester. Aber ich habe Sie lieb, Herr Würmeling, und ich habe auch Clarissa lieb. Eine Ehe kann doch nur dann glücklich sein, wenn beide ganz zu einander passen.“

Sie hielt seine Hand noch immer fest und sah ihn mit so zärtlichen Augen an, daß ein weniger argloser Mann, als Herr Würmeling war, viel darin hätte lesen können. Aber er machte seine Hand los und schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Fräulein Dolly," sagte er, „Clarissa ist mein Glück, und wenn ich sie nicht bekommen kann, werde ich zeitlebens unglücklich sein. Bitte, reden Sie mit ihr und sagen Sie ihr das!"

„Nun, meinetwegen," sagte Dolly mit scharfem Tone. „Wenn Sie es wollen, werde ich es natürlich thun."

„Der alberne Mensch, der Würmeling, hat mich heute auf der Straße angefallen," sagte sie beim Schlafengehen zu ihrer Schwester. „Er ist verliebt in Dich, ich sollte es Dir sagen."

„Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du solche Bestellungen für Dich behalten wolltest," antwortete Clarissa.

„Ja, mir ist es ja gleichgiltig," sagte Dolly, „aber ich wollte doch meine Pflicht thun, damit Du nachher nicht sagen kannst, ich hätte Deinem Glücke im Wege gestanden und aus Mißgunst den Heiratsantrag verschluckt."

So verlief für jetzt die Werbung des jungen Herrn Würmeling, und er ging mehrere Tage hinter einander mit scheuen, bittenden Augen um die Schwestern her, ohne die ersehnte Antwort oder überhaupt nur eine Antwort zu erhalten. Ehe er sich aber zu einem ernsteren Schritt entschließen konnte, trat ein Ereignis ein, das nicht nur seine Heiratspläne, sondern auch die Pläne vieler anderen Bewohner und Bewohnerinnen des Städtchens unbarmherzig zerstörte.

Frau Würmeling erkrankte sehr schwer, mitten in den Vorbereitungen für das Einweihungsfest der Villa. Sie hatte seit Jahren über kalte Füße geklagt, und nun ward sie plötzlich acht Tage vor dem Feste von einem typhösen Fieber ergriffen. Herr Würmeling ließ, da die Krankheit einen sehr ernsten Charakter zeigte, eine berühmte Autorität auf dem Gebiete des Typhus kommen, um die Kunst der Aerzte des Städtchens zu unterstützen, und die arme Frau ward den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft gemäß behandelt. Aber es schien, als ob die gute Frau Würmeling, die allem Neuen immer abhold gewesen und nur mit Widerstreben und ihrem Manne zu liebe in die schöne Villa gezogen war, auch dem Neuen in der Wissenschaft ihrer Natur nach Widerstand leisten wollte. Die Behandlung von seiten der berühmten Autorität bekam ihr nicht gut. Zwar ward die Krankheit gehoben, aber die arme Frau starb gleich darauf. Gerade an dem Tage, an welchem die Festlichkeit hatte stattfinden sollen, entschlief sie.

Zu derselben Zeit aber ward das Haus Brandes, welches sich sonst eines fast nie getrübten Friedens erfreute, von einem heftigen innern Sturm ergriffen. Clarissa ward an dem Morgen nach dem Abscheiden der Frau Würmeling durch die Ankunft eines Briefes aus Wien sehr in Ueberraschung versetzt, um so mehr, als dieser Brief von des Grafen Leinzeller Hand adressirt, an ihren Vater gerichtet und mit der Summe von neunhundert Gulden deklarirt war.

Doktor Brandes war auf seinem Morgenspaziergange, als der Brief überbracht wurde; Dolly unterschrieb in Kraft ihrer Vollmacht die Empfangsbescheinigung, und Clarissa mußte mit fiebernden Pulsen angesichts des Briefes in Geduld die Rückkehr ihres Vaters erwarten. Als er endlich mit dem sorglos heitern Gesicht, das er gewöhnlich nach dem Frühstück zeigte, in das Wohnzimmer trat, fragte ihn Clarissa sogleich, was der Brief zu bedeuten habe.

Doktor Brandes klemmte sein Glas ins Auge, nahm den Brief zur Hand und betrachtete ihn langsam von beiden Seiten, wobei sein rötliches Gesicht sich immer mehr verklärte.

„Mein liebes Kind," sagte er endlich, indem er den Brief mit liebevoller Sorgfalt aufschnitt und neun Hundertguldenscheine herausnahm, „diese Sendung ist mir ein erneuter Beweis dafür, daß wahrhafte Gentlemen nur unter der hohen Aristokratie zu finden sind, mögen die Demokraten sagen, was sie wollen.

„Sieh, mein Kind," fuhr er fort, während Clarissa in sprachloser Empörung zusah und Dolly mit großen, fröhlichen Augen bald auf den Vater, bald auf die Schwester sah, „sieh, mein liebes Kind, wie die väterliche Sorgfalt noch immer über Dir wacht, obwohl Du gewiß schon glaubtest ihr entwachsen zu sein. Ich bin bestrebt gewesen, das Unrecht, das Du Dir selbst zugefügt hast, indem Du ein durchaus gerechtfertigtes Anerbieten des Herrn Grafen zurückwiesest, wieder

gutzumachen. Ich habe dem Herrn Grafen in der höflichsten Weise vorgestellt, daß Du nur in einem unbedachten Augenblick das volle Jahresgehalt, welches er Dir geboten, zurückgewiesen hättest, daß Du aber in Wahrheit dieses Geldes sehr bedürftig seiest, wie Du auch die gerechtesten Ansprüche darauf hättest, indem Du noch immer ohne Stelle und durch seine rasche Kündigung in Verlegenheit gekommen seiest. Das schrieb ich ihm, aber der ... soll mich holen, wenn ich gedacht habe, daß er so nobel sein würde, darauf einzugehen. Das ist wahrhaftig ein echter Kavalier!"

Doktor Brandes zog sein Taschentuch hervor und drückte einen Zipfel an die rechte Augenecke, denn er fühlte, daß seine Rührung ihn übermannte.

„Bitte, laß mich den Brief des Grafen lesen, wenn ein Brief dabei ist," sagte Clarissa mit gepreßtem Tone.

„Ein Brief? Natürlich! Hier, mein Kind," sagte Doktor Brandes. „Ein so vollendeter Edelmann wie der Graf Leinzeller beobachtet alle Formen der Höflichkeit. Hier, lies ihn vor, mein liebes Kind."

„Geehrter Herr Doktor," las Clarissa, „Sie haben mir durch Ihr wertes Schreiben vom 22. d. M. eine wahrhafte Freude gemacht, indem Sie mir die Genugthuung verschaffen, Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter gerecht werden zu können. Indem ich neunhundert Gulden beischließe, bitte ich Sie, mich Ihrer Fräulein Tochter empfehlen und ihr meine Versicherung

wiederholen zu wollen, daß ich gern bereit bin, in jeder von ihr gewünschten Weise ihre etwaigen Pläne zu unterstützen. Meine Frau und die Kinder lassen durch mich grüßen. Fräulein Clarissa steht bei uns im allerbesten Andenken. Mit besonderer Hochachtung.

Graf Leinzeller."

Doktor Brandes ergriff seiner Tochter Hand und drückte sie zärtlich. „Dieses Zeugnis Deines frühern Herrn, meine liebe Tochter," sagte er mit väterlicher Würde, „ist mir der schönste Lohn für die Mühe, die ich mir mit Deiner Erziehung gegeben habe. Wenn auch durch die Ungunst des Schicksals vieles vereitelt worden ist, was ich in glücklicheren, jüngeren Tagen anstrebte — die Mühe und Sorgfalt, welche ich auf die Erziehung und Ausbildung meiner Kinder verwandte, ist nicht unbelohnt geblieben. Beide seid ihr vortreffliche Mädchen geworden, wahre Stützen meines Alters, und in eurem Anblick fühle ich mich wieder jung und froh. Dieses Geld, liebe Clarissa," fuhr er fort, nachdem er sich wiederholt die Augen gewischt hatte, „dieses Geld ist natürlich Dein, aber ich weiß, daß es Dir eine Freude sein wird, es Deinem Vater zu borgen. Du kannst es jederzeit, wenn Du es bedarfst, teilweise oder ganz wieder erhalten. Das weißt Du. Nur für den Augenblick ist mir diese Summe zur Ordnung einiger dringenden Angelegenheiten allerdings sehr erwünscht, und sie kommt mir gerade im rechten Augenblicke. Und nun, liebe Dolly," sagte er

fröhlich, indem er das Papiergeld in seine Brusttasche schob, „heute Mittag wollen wir auf die Gesundheit des Grafen Leinzeller trinken. Heute Mittag gebe ich euch Kindern eine Flasche Champagner zum besten. Sorge dafür, liebe Dolly, daß er hübsch kalt ist!"

Doktor Brandes hatte, während er sprach, nur wenig auf Clarissas Mienen geachtet. Das Bewußtsein des Geldes versetzte ihn in einen Zustand des Triumphes, der ihn für Nebendinge unzugänglich machte. Aus den bedruckten Papierzetteln strömte ein belebendes, erwärmendes Fluidum zu seinem Herzen, und er hatte das Gefühl, alle Welt müsse mit ihm zugleich selig sein. So ward er denn sehr betroffen, als er plötzlich bemerkte, daß helle Thränen aus Clarissas Augen hervordrangen und daß seine jüngste Tochter nichts weniger als entzückt zu sein schien.

„Was hast Du, Kind?" fragte er.

„Noch niemals in meinem Leben," antwortete sie, „habe ich mich so sehr erniedrigt gefühlt wie jetzt. Wie ist es nur möglich, Papa, daß Du das gethan hast? Ich bin so gedemütigt, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Was soll der Graf von uns denken? Muß er uns nicht für die gemeinste Sippe halten? Es ist geradezu schrecklich! Ich schäme mich, daß ich in den Boden versinken möchte."

Sie schwieg und verhüllte ihr Gesicht. Diese Handlung ihres Vaters setzte allem die Krone auf. Sie wußte für den Augenblick nicht, ob sie sich mehr

vor dem Grafen schämen oder über ihre eigene Familie und sich selbst entrüsten sollte.

„Schämen?“ sagte Doktor Brandes nach einer kleinen Pause, deren er bedurft hatte, um seine Enttäuschung und Ernüchterung zu überwinden. „Schämen? Meine liebe Clarissa, ich möchte Dir vor allem bemerken, daß wir nur zu leicht Worte gebrauchen, deren Bedeutung uns nicht recht klar ist. Darin liegt die Hauptquelle aller Mißverständnisse. Ich kann Dir sagen, daß jemand, der die Welt kennt, sich überhaupt nicht mehr schämt — in dem Sinne, wie Du es meinst. Es ist alles Humbug, und die klugen Leute unterscheiden sich von den dummen dadurch, daß die ersteren ihren Vorteil wahrzunehmen wissen und die letzteren nicht. Hätte ich das Geld vom Grafen nicht verlangt, nun, so besäßen wir es jetzt nicht. Das ist der ganze Unterschied. Wir wären um neunhundert Gulden ärmer. Ich weiß nicht, was Du willst. Ob der Graf dies oder das denkt, kann Dir doch völlig gleichgiltig sein, da Du ja nicht mehr bei ihm bist. Uebrigens siehst Du aus seinem Briefe, daß er ein durchaus vernünftiger Mann ist, der es ganz natürlich findet, das Geld zu schicken. Er will Dir ja auch fernerhin mit Empfehlungen nützlich sein.“

„Clarissa ist nun einmal die Prinzessin im Hause,“ sagte Dolly in ihrer langsamen und weichen Manier.

„Gib mir das Geld, ich bitte Dich dringend darum, ich verlange es,“ sagte Clarissa.

„Das Geld?“ fragte ihr Vater, indem er die Hand auf die Brusttasche drückte. „Das Geld? Was willst Du damit machen?“

„Ich werde es dem Grafen zurückschicken.“

Doktor Brandes schüttelte wehmütig den Kopf. „Es gibt für Eltern kein schmerzlicheres Gefühl, als zu bemerken, daß sie von ihren Kindern nicht verstanden werden,“ sagte er. „So sei doch dankbar, daß Du noch einen Vater hast, der Deiner jugendlichen Unerfahrenheit mit seiner Weltkenntnis zur Seite steht! Sentimentalitäten sind im Geschäfte nicht am Platz.“

„Aber ich bitte Dich!“ rief Clarissa mit gefalteten Händen, „was soll denn der Graf von uns denken?“

„Das kann Dir doch gleichgiltig sein,“ sagte Dolly. „Er ist doch nicht hier.“

„Aber gibt es für euch denn gar nicht so etwas, was man Ehre nennt?“ fragte Clarissa empört.

„Ehre!“ entgegnete Doktor Brandes. „Natürlich gibt es das für Deine Schwester und mich so gut wie für Dich. Nur muß man das Wort recht verstehen. Die Ehre, mein liebes Kind, ist das höchste Gut, welches wir besitzen, aber darüber sind alle Philosophen einig, daß wir die Ehre in uns selbst tragen und daß dies erhabene Bewußtsein uns von anderen Leuten weder gegeben noch genommen werden kann. Inwiefern also die Meinung Deines Grafen mein Ehrgefühl berühren kann, das überlasse ich Deinem eigenen Scharfsinn zur Beurteilung.“

„Und ich erkläre, daß diese Auffassung gerade so ehrlos ist wie das Zurückbehalten des Geldes es sein würde,“ sagte Clarissa mit flammendem Blicke.

„Es ist mir immer zweifelhaft gewesen, ob Du meine echte Tochter wärest,“ entgegnete Doktor Brandes, dessen Lippen der Aerger verzerrte, „und heute komme ich mehr als je auf meine alten Zweifel zurück.“

Clarissa erhob sich und ging hinaus. Nach einer kleinen Weile, während Doktor Brandes und Dolly sich mit Achselzucken einander ansahen, kehrte sie zurück und legte den Diamantring auf den Tisch, den der Graf ihr beim Abschiede geschenkt hatte.

„Hier, ich will mich loskaufen,“ sagte sie mit zuckendem Munde. „Dieser Ring ist, wie ich denke, mehr wert als neunhundert Gulden. Nehmt ihn hin und laßt mich das Geld zurückschicken.“

„Wo in aller Welt hast Du den Ring her?“ fragte Doktor Brandes erstaunt, während Dollys Augen im Anblicke des Juwels hell leuchteten.

„Den Ring hat mir der Graf geschenkt, als ich das Jahresgehalt zurückwies, und ihr seht daraus, daß es der reinste Betrug und eine Erpressung wäre, wenn wir auch das Geld noch nehmen wollten.“

„Nun, nun,“ sagte Doktor Brandes, während er den Ring betrachtete, „nur nicht so scharfe Ausdrücke! Wahrhaftig,“ fuhr er fort, bald Clarissa, bald den Diamanten ansehend, „ich glaube auch, daß das mehr

als neunhundert Gulden wert ist. Alle Wetter, Mädchen, hast Du Chancen!"

Dann zog er das Geld hervor und gab es Clarissa zurück, während er den Ring für sich behielt.

„Es ist sehr hübsch von Dir, daß Du mir den Ring gibst," sagte er nachdenklich. „Ich werde ihn taxiren lassen. Bar Geld ist für uns wertvoller als solch ein Stein. Er wäre ein totes Kapital."

Er wickelte den Ring mehrfach liebevoll in Seidenpapier und verschloß ihn im innersten Fache seines Sekretärs. Den ganzen Tag über blieb er nachdenklich und sah Clarissa mit sonderbaren Blicken an. Dolly aber ging mit einem Lächeln umher, das Clarissa in dem Entschlusse bestärkte, die erste beste Stelle anzunehmen, die sich ihr bieten würde.

Neuntes Kapitel.

Wie die brandende See sich beruhigt und ihre Wellen sich legen, wo deckendes Oel sich über sie ergießt, so legte sich die Erregung der Familie Brandes unter dem überwältigenden Eindruck des Diamantringes. Seine Erscheinung wirkte Wunder. Doktor Brandes hatte ihn taxiren lassen und war nach Frankfurt gereist, um ihn zu verkaufen. Er brachte dreitausend Mark mit, und Thränen der Rührung standen ihm in den Augen, als er den Töchtern dies Ergebnis mitteilte. Dolly fing an, die Schwester mit größerer Achtung zu behandeln. Augenscheinlich dachte sie, daß Clarissa zwar zwei Jahre jünger, aber doch in der Hauptsache klüger sei als sie selbst. Sie ließ ihr bei Tisch von den Speisen zukommen, die sie für den Vater bereitet hatte, und erkundigte sich mehreremale mit Interesse nach den Verhältnissen in vornehmen Häusern und nach den Aufgaben einer Gouvernante. Es kam Clarissa so vor, als ob Dolly selbst nicht übel Lust habe, Gouvernante zu werden.

Clarissa ertrug alles dies in der Ueberzeugung, daß es nur für kurze Zeit sei. Wenn sie ihre Ansprüche etwas herabstimmen wollte, so konnte sie ohne Zweifel sehr bald eine Stellung finden. Sie hatte dem Grafen Leinzeller sein Geld zurückgeschickt und ihm dabei einen Brief geschrieben, worin sie die Handlung ihres Vaters möglichst zu entschuldigen versucht hatte. Antwort kam auf diesen Brief von Wien nicht zurück. Woche nach Woche verging. Clarissa korrespondirte nach verschiedenen Seiten hin, aber es wollte sich noch nichts Entscheidendes einstellen. Dolly korrespondirte auch, aber nicht wegen einer Gouvernantenstelle. Sie lag über den geliehenen Anzug mit ihrer Cousine im Streite. Die Cousine forderte ihn zurück, Dolly aber hatte ihn geändert und wollte ihn nicht wieder hergeben. Sie entwickelte eine bewundernswerte Erfindungsgabe in Gründen, die sie angeblich verhinderten, den Anzug wieder zu schicken, und das Ende vom Lied war, daß sie ihn behielt und sich mit der Cousine verfeindete.

Etwa sechs Wochen nach dem Tode der Frau Würmeling traf eines Nachmittags Doktor Brandes den trauernden Witwer in der Nähe des Friedhofs. Herr Würmeling trug einen Rosenstock, den er auf das Grab setzen wollte; er ging fast täglich hinaus, um das Grab zu pflegen. Er redete Doktor Brandes an, und dieser begleitete ihn auf den Friedhof. Herr Würmeling begoß die Blumen und klagte, wie einsam er sich fühle.

„Nun habe ich die Villa,“ sagte er, „und meine arme Frau, die sich daran freuen sollte, lebt nicht mehr. Alles ist sorgfältig eingerichtet: der Salon, das Boudoir mit einem Spiegel und mit Gardinenhaltern von cuivre poli, alle die Damastgedecke, das feine Leinen, so viel echtes Christofle, um Gesellschaften zu geben, und da muß die Frau sterben!“

Doktor Brandes schüttelte ihm die Hand und seufzte teilnehmend.

„Sie glauben nicht, wie gut meine Frau war,“ fuhr Herr Würmeling fort. „Jetzt, wo ich sie nicht mehr habe, fällt es mir erst recht ein, was ich an ihr besessen habe. Sie war so gut, sie war so sparsam, sie verstand sich so vortrefflich auf die Wirtschaft! Und nun hätte sie es noch so genießen können! Die arme Frau! Sie sind ja auch Witwer, Herr Doktor, und wissen, wie es thut, wenn man allein steht und kein fühlendes Herz mehr an dem unsern schlägt.“

„Freilich!“ sagte Doktor Brandes und seufzte noch einmal mit.

„Wie lange sind Sie schon Witwer?“ fragte Herr Würmeling.

„Ja, sehen Sie, das mögen jetzt wohl — warten Sie — das sind jetzt schon dreizehn Jahre.“

„In so langer Zeit gewöhnt man sich wohl,“ sagte Herr Würmeling nachdenklich. „Haben Sie niemals daran gedacht, sich wieder zu verheiraten, Herr Doktor?“

Doktor Brandes sah den alten Herrn mit leicht zugedrückten Augen an.

„Gedacht habe ich wohl daran," erwiderte er, „aber meine selige Frau war ein so vortreffliches Wesen, daß ich ganz ohne Hoffnung bin, sie ersetzen zu können."

„Ja, ja, das geht mir ja auch so," sagte Herr Würmeling, indem er mit dem Kopf nickte. „Aber glauben Sie, Herr Doktor — Sie sind doch ein studirter Mann — daß eine zweite Heirat überhaupt nicht ratsam ist?"

„Die Wissenschaft hat allgemein giltige Regeln über diesen Punkt bisher noch nicht aufzustellen vermocht," antwortete Doktor Brandes, innerlich belustigt. „Es kommt dabei immer auf die besonderen Verhältnisse und namentlich auf den Charakter des Witwers an. Wo derselbe von Natur mutig und unternehmend ist, da läßt sich gegen eine Wiedervermählung nicht viel vorbringen."

„Die Sache ist die," sagte Herr Würmeling bedächtig, „daß ein Mann in vorgerückten Jahren, wenn er überhaupt zum zweitenmal heiratet, gut thut, nicht zu lange zu warten."

„Das ist eine Wahrheit," bemerkte Doktor Brandes.

„Ich meine," fuhr Herr Würmeling zuversichtlicher fort, „daß zum Beispiel ein Mann in meinem Alter doch nicht weiß, wie lange er's noch treiben wird."

„Wie alt sind Sie denn, Herr Würmeling?"

„Ich werde im Herbst sechsundfünfzig."

Doktor Brandes betrachtete den alten Herrn und

stellte für sich Betrachtungen über die Schwäche der menschlichen Natur an. Herr Würmeling hatte eine Gesichtshaut wie altes Pergament, einen schloßenweißen Bart und eine gebückte Haltung. Er war eine vorzügliche Trauerfigur, aber man konnte sich ihn nicht ohne Mühe als Bräutigam vorstellen. Doktor Brandes fing im Geist zu rechnen an und kam zu dem Schluß, daß Herr Würmeling sicherlich näher an fünfundsechzig als an sechsundfünfzig sein müsse.

„Finden Sie mich alt?“ fragte der trauernde Witwer mit besorgter Miene.

„Mein lieber Herr Würmeling,“ sagte Doktor Brandes, „Sie sind, was ich einen grünen Greis nenne. Sie sind rüstig, gesund, blühend, Sie lieben das Leben. Der Mensch zählt nicht nach Jahren, sondern nach seinem Geist, seinem Herzen. Wer sich jung fühlt, der ist es auch.“

„Ganz meine Meinung!“ sagte der Alte erfreut. „Offen gestanden, ich fühle mich nicht alt. Ich habe mein Leben lang tüchtig gearbeitet, und da möchte ich nun auch schließlich Genuß davon haben. Es kommt Ihnen vielleicht sonderbar vor, daß ich in meiner Lage schon wieder vom Heiraten spreche, aber . . .“

„Kein Wort weiter, mein lieber Herr Würmeling,“ sagte Doktor Brandes, „ich verstehe Sie.“

„Es ist ja kaum ein Vierteljahr verflossen, seitdem mich jener schmerzliche Verlust traf,“ sagte der Alte, indem er sich an das Grabgitter lehnte. „Aber,

wie gesagt, ich habe nicht viel Zeit zu versäumen. Natürlich, die gesetzliche Zeit würde ich innehalten; aber Vorsicht hat noch niemals geschadet."

„Das ist sehr wahr, Herr Würmeling."

„Es gibt Leute, welche sagen, ein Mann, der durch seine erste Ehe noch nicht klug geworden sei, verdiene alles Unglück, das ihn in der zweiten träfe. Aber ich bin nie ein Freund von Frivolitäten gewesen, und ich meine, es heißt seiner ersten Gattin kein günstiges Zeugnis ausstellen, wenn man sich vor einer Wiedervermählung so sehr scheut."

„Da haben Sie recht, Herr Würmeling. Ich selbst hätte auch wohl schon an eine Wiedervermählung gedacht, wenn nicht die Rücksicht auf meine Töchter mich zurückgehalten hätte. Es gibt Vatergefühle, mein lieber Herr Würmeling, und ich bin in diesem Punkt schwach. Ich opfere den Kindern eben alles."

„Da Sie gerade von Ihren Kindern sprechen, Herr Doktor, Sie haben mir oft von Ihrer Tochter erzählt, welch ein vortreffliches Mädchen sie ist, wie sie für Sie sorgt, wie wirtschaftlich sie ist und welch ein gutes Herz sie hat. Sie wissen, ich bin ein Mann in guten Verhältnissen, der eine Frau nicht nur ernähren, sondern auch für die Zukunft versorgen kann. Glauben Sie wohl, daß Ihre Tochter meine Hand annehmen würde?"

„Mein bester Herr Würmeling," sagte Doktor Brandes, der sein Erstaunen und seine gewaltige Ueberraschung geschickt zu verbergen wußte, „Ihr Antrag ist

mir im höchsten Grade schmeichelhaft. Aber Sie wissen wohl, daß junge Mädchen gewissermaßen unberechenbar sind. Auch muß ich gestehen, daß ich Dolly — Sie meinen doch Dolly? — nur schwer entbehren kann."

„Natürlich meine ich Dolly," sagte Herr Würmeling. „Ihre Tochter Clarissa, mein lieber Herr Doktor, ist, offen gestanden, nicht so sehr nach meinem Geschmack. Unsereiner ist ja auch nicht ohne Bildung, aber Sie wissen wohl, wer zeitlebens auf dem Comptoir gewesen ist und sich um die Fabrik bekümmert hat, der hat doch nicht diese Kenntnis der Literatur und aller der Sachen — Sie wissen schon, was ich meine. Dolly dagegen scheint mir ein ganz gemütliches Mädchen zu sein."

„Es ist gut, ich werde mit Dolly reden," sagte Doktor Brandes. „Doch noch eins: daß wir katholisch sind, wird Ihnen doch bekannt sein. Wir haben nie viel Aufhebens davon gemacht, meine Töchter und ich, da wir einmal in einem Orte leben, wo fast nur protestantische . . ."

Herr Würmeling machte eine lebhafte Handbewegung und unterbrach den Doktor Brandes.

„Fällt nicht ins Gewicht," sagte er. „Ich denke in dieser Beziehung ganz frei. Wir gelten alle nach dem, was wir sind, was wir vor uns gebracht haben, aber nicht nach dem, was wir glauben. Nicht wahr? Das ist meine Ansicht von der Sache."

„Es ist gut, wir verstehen uns," sagte Doktor Brandes, indem er dem alten Herrn die Hand schüttelte.

Doktor Brandes hatte den Hut noch mehr als sonst auf dem Ohr sitzen und seine Miene war ungewöhnlich wichtig, als er nach Hause kam und seine Töchter in der Laube vor dem Hause traf.

„Nun, ihr Kinder," sagte er, „heute habe ich aber eine Ueberraschung für euch. Ratet einmal!"

„Ach, sag es nur gleich, Papa," entgegnete Dolly. „Was soll das langweilige Raten?"

„Nun denn," sagte Doktor Brandes, während er kaum im stande war, seine heftig zuckenden Gesichtszüge zu beherrschen, „Dolly, mein liebes Kind, es geht Dich besonders an. Es hat jemand um Dich angehalten."

„Ist das wahr?" fragte Dolly, indem sie das Hemd, woran sie flickte, niederlegte und sehr rot wurde.

„Würde ich mit einer solchen Sache Scherz treiben?" fragte Doktor Brandes. „Es ist ganz gewiß wahr. Herr Würmeling hat um Deine Hand bei mir angehalten."

„Herr Würmeling!" rief Dolly, und ihr Gesicht wurde kreisrund vor Freude. „Habe ich doch immer gedacht, er hätte es auf Clarissa abgesehen!"

„Auf Clarissa? Nein, auf Dich, mein Herz. Er hat es ausdrücklich gesagt. Habe ich doch eine Ueberraschung gehabt wie kaum jemals in meinem Leben! Also, Du stimmst zu?"

„Natürlich, Papa — welche Frage!" rief Dolly.

„Aber er ist nicht mehr jung, liebes Kind. Ueberlege Dir reiflich, was Du thust. Der Unterschied an Jahren ist ja eben nicht so übertrieben groß, aber er ist doch auch nicht klein. Man soll in so wichtigen Fragen ...“

„Aber was schwatzest Du denn nur, Papa? Herr Würmeling wird drei oder vier Jahre älter als ich sein!“ rief Dolly.

„Dreißig oder vierzig, mein Herz,“ sagte Doktor Brandes. „Es ist nicht der Sohn, liebe Dolly, es ist der Vater Würmeling, der Dich liebt.“

„Ach, der Alte,“ sagte Dolly, indem sich ihr Gesicht verlängerte, „der Alte!“ Dann aber klatschte sie in die Hände und rief triumphirend: „Jetzt bin ich ein gemachter Mann!“

Doktor Brandes zog einen Gartenstuhl zu sich heran und setzte sich, während die lang zurückgehaltene Bewegung sich bei ihm in einem Ausbruch erschütternden Gelächters Bahn brach.

„Du bist ein courageuses Mädchen!“ rief er. „Ei, hat der alte Würmeling Glück! Aber Du hast recht, Dolly, Du hast vollständig recht. Es ist alles Humbug!“

„Herr Würmeling geht schon seit vierzehn Tagen auf Freiersfüßen,“ sagte Dolly nachdenklich. „Er hat schon um Frau Kühnemeier angehalten, aber die hat ihm einen Korb gegeben. Sie hat es ja nicht nötig. Dann hat er um die dicke Wirtin im ‚Löwen‘ angehalten, aber deren Geschäft geht ja gut, und sie amüsirt sich besser, wenn sie abends mit den Gästen

zusammensitzt. Er hat sich auch noch einen dritten Korb geholt bei der Witwe Klingelfuß, aber von der war es recht dumm, denn wenn ihr Sohn großjährig wird, geht das Vermögen in seine Hände über."

Doktor Brandes lachte immer stärker, rieb sich die Augen und strich mit der Hand behaglich über seine fettige Weste hin. Endlich wurde er wieder ernsthaft.

„Liebe Dolly," sagte er, „Du springst so mit gleichen Beinen in diese Geschichte hinein, aber ich möchte Dir doch aus väterlicher Fürsorge den Rat geben, erst reiflich zu überlegen. Du brauchst Dich ja nicht zu übereilen."

„Was ist da zu überlegen?" antwortete Dolly, deren Augen im Nachsinnen über das Glück, das sich ihr bot, immer leuchtender geworden waren, während ihre Nasenflügel zitterten. „Herr Würmeling ist ein allgemein geachteter Mann und der reichste in der Stadt. — Bei Würmelings wird immer warm zu Abend gegessen," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Das ist alles recht gut und schön," sagte Doktor Brandes. „Aber bedenke auch, daß der alte Würmeling schon recht klapperig ist und dabei ganz ohne Bildung. Er ist ja nicht dumm, im Gegenteil, er ist ein alter schlauer Fuchs. Aber was man Bildung nennt, das fehlt ihm doch beinahe ganz. Du bist ein Mädchen, das dank meiner Sorgfalt drei Sprachen inne hat und mit aller Kunst und Wissenschaft vertraut

ist, während des alten Würmeling Verstand über seine Schuhwichse nicht hinausgeht."

„Das ist ja auch nicht nötig, Papa," sagte Dolly. „Es ist besser, der Mann ist ungebildet als die Frau."

Es blieb dabei. Dolly war entschlossen, Herrn Würmeling zu nehmen. Doktor Brandes teilte dies dem Witwer mit, und am folgenden Morgen stellte dieser sich ein und hielt persönlich bei Dolly um ihre Hand an. Sie hatte sich in Voraussicht dieses Besuches schon am Morgen gewaschen und empfing ihn frisirt und angezogen. Er war sehr gerührt und umarmte und küßte seinen Schwiegervater. Am Nachmittag machte er mit seiner Braut einen Spaziergang.

„Weißt Du, wo wir waren?" fragte Dolly, als sie zurückkehrte.

„Nun?" fragte Clarissa.

„Am Grabe der ersten," sagte Dolly, indem sich ihre Nasenlöcher blähten. „Was nur die Witwer dabei denken, wenn sie die zweite dorthin führen? Wollen sie der zweiten beweisen, daß sie bedauern, daß die erste tot ist? Aber das ist ja nicht schmeichelhaft für die zweite!"

„Es enthält ein stillschweigendes Versprechen für die Zukunft," sagte Clarissa.

„Ich danke; Du meinst, er wird die dritte zum Grab der zweiten führen."

Dolly war ärgerlich, doch sie beruhigte sich schnell und ward dann von Stunde zu Stunde seliger, denn

nun hatten Frau Könnecke, Frau Kühnemeier und Frau Prietzel, dazu im Laufe des folgenden Tages alle Basen des Städtchens die Verlobung erfahren und das Haus ward nicht leer von Gratulanten. In anbetender Bewunderung standen die Freundinnen und Feindinnen vor Dollys Glück.

Clarissa konnte sich nicht enthalten, auch ihrerseits einige Worte über dies Glück zu sagen, obwohl sie sich vorgenommen hatte, zu schweigen. Sie wußte, daß es nichts nützen würde, etwas zu sagen, sie wußte, daß von Dollys Gemüt Vorstellungen idealer Natur abglitten wie Regentropfen von einem Gummimantel. Aber das Herz ging ihr mit der Zunge durch.

„Ist es denn nur möglich, Dolly, daß Du einen Mann heiratest, den Du nicht liebst?“ fragte sie eines Abends beim Zubettegehen.

„Wer sagt denn, daß ich Alexander nicht liebe?“ fragte Dolly dagegen.

„Ich bitte Dich, nenne ihn nur nicht Alexander!“ sagte Clarissa.

Dolly lachte.

„Wie soll ich ihn denn nur nennen?“ fragte sie. „Er ist doch Alexander getauft.“

Dolly war so munter wie ein Zeisig. Nachdem sie die ersten Bedenken über die großväterliche Erscheinung des alten Herrn überwunden hatte, waren die glänzenden Seiten der bevorstehenden Verbindung durch die aufrichtigen Glückwünsche der Freundinnen

in ein immer helleres Licht gerückt worden, so daß Dolly beinahe geblendet war. Sie hatte dem Lieutenant und noch einem andern Herrn, mit dem sie auf gutem Fuß gestanden hatte, der Sicherheit wegen den Laufpaß gegeben, und sie dachte alle Stunden des Tages an seidene Kleider und Spitzen, volle Schüsseln und cuivre poli.

Als Clarissa ihr jetzt vorhielt, daß sie ohne Liebe heiraten wolle, wälzte sie sich wie ein übermütiges Kind in ihrem Bett und lachte aus der Decke mit so lustigem Gesicht hervor, daß Clarissa sie voller Verwunderung betrachtete.

„Sei doch nur nicht immer so langweilig!“ rief Dolly zwischen lauten Lachausbrüchen. „Lache doch nur mit! Ist es denn nicht zu spaßhaft? Denke nur, jetzt wird der junge Würmeling mein Sohn, und wenn Du klug bist, so wirst Du meine Tochter!“

„Es ist nicht ernsthaft mit Dir zu reden,“ entgegnete Clarissa, „sonst wüßte ich wohl, was ich Dir zu sagen hätte.“

„O, ich weiß es schon!“ sagte Dolly. „Du möchtest gern von der Sittlichkeit der Ehe sprechen. Ach, mir ist das alles zu possirlich!“

Clarissa sah die Schwester mit traurigem Blick an.

„Ernste und heilige Dinge possirlich zu finden, das hat noch keinem Menschen Segen gebracht,“ sagte sie.

„Ach, Unsinn! Du verdrehst ja die Begriffe,“ entgegnete Dolly. „Ich kann auch ernsthaft reden, wenn

ich will. Was findest Du Unrechtes an mir? Ich heirate doch! Deine Grundsätze aber sind unmoralisch. Du redest immer von Liebe. Wenn die so wichtig wäre, brauchten wir ja gar keine Ehe, denn die, die sich lieben, die bleiben schon von selbst zusammen!“

„Du meinst also, die Moral der Ehe läge darin, daß sie Paare zusammenhielte, die gern auseinander wollten?“

„Du weißt recht gut, was ich meine. Nur wer heiratet, ist moralisch in der Liebe. Wenn es nach der Liebe ginge, da liefen doch dreiviertel aller Ehen auseinander, und das wäre ein schöner Zustand. Sei doch nicht so grämlich, Clarissa! Mit Deiner Emanzipation wirst Du die Welt nicht ändern. Es ist ja Unsinn mit der Gleichberechtigung. Paß einmal auf, wie ich mir den alten Würmeling ziehen werde! Mit der Liebe ist es ja recht schön, aber schließlich ist ein Mann ein Mann, und nach sechs Wochen hat man sich gewöhnt.“

Damit drehte Dolly sich herum und schlief ein. Clarissa aber blieb noch stundenlang wach. Sie war halb und halb entschlossen, eine Stelle an einer Mädchenschule in Münster anzunehmen, die sich ihr unter einigermaßen günstigen Bedingungen bot. Aber ehe sie sich noch entschied, erhielt sie einen Brief aus Mailand, der sie schon durch seinen ersten Anblick in große Erregung versetzte. Sie erkannte die Handschrift der Gräfin von Leinzeller. Sie öffnete mit schnellem Griff

und fand folgendes Schreiben, in der eigentümlichen Weise der Gräfin verfaßt, welche zwar vollständig gut deutsch sprach, im Schreiben dieser Sprache aber leicht ausglitt.

„Mein Fräulein!

„Wenn es verboten ist, sich schlafen zu legen, ohne sich mit seinem Nächsten versöhnt zu sein, so scheint mir der Ablauf von fast einem Vierteljahr eine noch stärkere Begründung zu sein, um allem Zwiespalt ein Ende zu machen und allen Streit zu vergessen. C'est donc de bon coeur que je vous tends la main, Fräulein, und Sie bitte, mir nicht zu zürnen, daß ich die Veranlassung war zu Ihrer Entfernung. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie zurückkehren wollten, um Ihre frühere Stellung in unserem Hause wieder einzunehmen. Wir wollen von nun an friedlich zusammenleben, und ich bin überzeugt, daß Sie alle die peinlichen Augenblicke vergessen werden, die ich Ihnen verursacht habe, wie auch ich Ihnen verspreche de passer une éponge sur les motifs, die mich dazu trieben, weil sie mich verwundeten. Ein jeder hat seine Unrechte in dieser Welt, und ich bin versucht zu glauben, daß dieses zu glücklich ist; es muß gegenseitig nachsichtig machen und die Versöhnungen erleichtern. Ich bin wohl überzeugt von Ihrer aufrichtigen und zärtlichen Zuneigung zu meinen Kindern, und glauben Sie mir, daß niemand mehr als ich geeignet ist zur Dankbarkeit und zur Liebe für die

Personen, welche sich ihnen weihen, wenn ich nur nicht im Herzen verwundet werde durch den Gedanken, daß man sie von mir losreißt. Sie wissen so gut wie ich, daß es die Gewohnheit ist, welche zusammenhält, zumal die Kinder. Indem sie ihre Mutter nicht sehen, verliert diese ihren Platz in ihrem Herzen wie in ihrem Leben. Sie endigen mit Zweifeln an ihrer Liebe, glücklich schon, wenn später nur ihre Achtung und ihr Vertrauen nicht erschüttert werden. Gewiß ist das nicht Ihre Absicht, Fräulein, denn Sie müssen fühlen, daß es eines Tages ebenso verderblich für die Kinder wäre, wie es schmerzhaft für die Mutter ist, die geheiligtsten Bande zu zerstören. De picoteries en picoteries, on arrive à faire des choses qui sont en commençant bien loin de la pensée. Wenn, anstatt sich aufzuregen über die Fehler, welche man sich wechselseitig erkennt, man sie gegenseitig schonen wollte, so glaube ich, daß jedermann in dieser Welt einen guten Handel machen würde. Es handelt sich nur darum, guter Kutscher zu sein und um die Steinhaufen wegzubiegen, anstatt darüber wegfahren zu wollen. Für mein Teil, je confesse que j'accroche souvent. Ich hatte seit lange das Projekt gebildet, Ihnen zu schreiben, und ich bin in meinem Vorhaben dadurch bestärkt worden, daß der Herr Graf mir mitteilte, Sie wären ohne Anstellung. Es ist also mit doppeltem Vergnügen, daß ich Ihnen schreibe. Einmal, um mich zu versöhnen, dann aber auch in der Hoffnung, Sie

wiedergewinnen zu können. Ich bin überzeugt, daß Sie in Zukunft nicht wieder einen Zustand der Dinge werden eintreten lassen, der Sie selbst nur in eine falsche und unangenehme Stellung bringen kann, während er mich in eine so grausame Lage versetzt, die ich so isolirt lebe von meinen teuersten Neigungen, inmitten deren ich dereinst so glücklich war. Mais en voici bien long, um Ihnen zu sagen, daß wir versuchen müssen de perdre un faux pli pour en prendre un autre und Sie zu bitten, mir sogleich die angenehme Gewißheit zu verschaffen, daß wir Sie wiedersehen werden. Ihre ergebene

Valmaseda-Leinzeller."

Clarissa geriet in große Aufregung durch diesen Brief. Was sollte sie thun? Sie war nicht unempfindlich gegen das Schmeichelhafte dieses Briefes, der ihr eine glänzende Genugthuung bot und ihr bewies, daß sie doch nicht ohne Anerkennung in dem Hause geblieben war, aus welchem man sie so schnell entfernt hatte. Sie sah im Geist die Gräfin vor sich stehen und ward zugleich durch deren große Güte und durch den Ausdruck der Liebe zu ihren Kindern, wie er sich hier geschrieben fand, wahrhaft gerührt. Die Sehnsucht nach den Kindern, die sie bis jetzt in sich unterdrückt hatte, ward auch in Clarissa von neuem lebendig. Sie hatte die hübschen, liebenswürdigen und intelligenten jungen Geschöpfe mehr in ihr Herz geschlossen, als sie sich selbst bis jetzt hatte gestehen

wollen. Dazu stand nun das gräfliche Haus mit seinem Reichtum und seiner Vornehmheit im Gegensatz zu den Eigentümlichkeiten des heimatlichen Städtchens doppelt verlockend vor Clarissas Blicken. Es zog sie mächtig dorthin zurück.

Aber zugleich dachte sie an die Gefahren jener Stellung, wo sie zwischen den einander fliehenden Bestrebungen des Herrn und der Frau vom Hause immer eine unendliche Diplomatie würde entfalten müssen, um nicht die größten Stürme heraufzubeschwören. Wie war die Gräfin nur darauf gekommen, ihr so zu schreiben? Gewiß war sie eifersüchtig auf die neue Gouvernante geworden und hielt sie selbst für weniger gefährlich. Oder bedauerte die Gräfin aus einem andern Grund, sie haben fortziehen zu lassen? War es der Gräfin Gutmütigkeit, wie diese sich auch schon damals beim Weggang von Clarissas Vorgängerin gezeigt hatte? War der Graf die eigentliche Ursache? Clarissa war fast zu glauben geneigt, daß die Gräfin den Brief ihrem Gatten zu liebe geschrieben habe, denn sie wußte, daß der Graf sehr zufrieden mit ihr gewesen war. Sie wußte, wie große Stücke der Graf auf sie hielt. Sie hatte zur Genüge erfahren, wie sehr ihm daran gelegen war, die Kinder gerade unter ihrer Leitung zu wissen.

Dann fiel der Doktor Faber mit seiner Warnung vor den vornehmen Leuten ihr ein, und ihre Ueberlegungen richteten sich von neuem auf die Schule in

Münster. Aber ein unüberwindlicher Widerwillen gegen diese Schule überfiel sie jetzt. Welche Mühsal und welcher Aerger mit einer Schulklasse von vierzig bis fünfzig Kindern! Und dazu das Pensionsleben in einer Familie oder der Haushalt in einer eigenen kleinen wohlfeilen Wohnung. Doch war das noch das Wenigste. Am meisten sträubte sich Clarissas nach Freiheit strebender Geist gegen den kirchlichen Zwang, dem sie dort unterworfen sein würde. Dort mußte sie den Regeln und Satzungen der Schule gemäß lehren, was sie nicht glaubte, und eine Kirchlichkeit zur Schau tragen, welche sie nicht besaß.

Clarissa entschied sich für die Rückkehr in das gräflich Leinzellersche Haus, und sie antwortete der Gräfin zustimmend.

„Ich kann Deinen Entschluß nur billigen," sagte Doktor Brandes, als seine Tochter ihm Mitteilung machte. „Wer die Möglichkeit vor sich sieht, mit den oberen Zehntausend umzugehen, und es nicht thut, der ist ein Narr. Siehst Du, liebe Clarissa, das ist gerade so, als wenn Du Dir ein Meer denkst, das mit vielen Schiffen und Booten bedeckt ist. Wer da nur in einem kleinen Boot sitzt, der sitzt gefährdet. Kann er sein Schiffchen an einen großen Dampfer befestigen, so fährt er glatt durch die Wellen und kommt rasch vorwärts. Wer aber denkt, mit dem eigenen Schiffchen auch allein durchzukommen, der hat viel Not und geht leicht zu Grunde."

„Nur liegt die Gefahr nahe, daß das Boot in den Wellen des großen Dampfers umschlägt und daß das große Schiff nichts davon merkt," sagte Clarissa.

„Da muß man aufpassen," sagte ihr Vater. „Du bist doch nicht dumm. Wo nichts ist, da läßt sich nichts holen, aber wer am Tisch des Ueberflusses sitzt und nicht satt wird, der trägt selbst die Schuld. Sieh, ich bin ein altes Wrack — um bei unserem Bild zu bleiben — und ich kann nur noch dadurch nützen, daß ich als Beispiel und Exempel diene. Mit meinem Rat kann ich Dir nützen. Das Leben hat nur durch Kunst und Wissenschaft eine höhere Bedeutung, ohne diese ist es fade und langweilig. Kunst und Wissenschaft und damit alle Güter des Lebens finden sich aber nur bei den Reichen und Vornehmen. Wer selber nicht reich und vornehm ist, der muß deshalb sein Streben darauf richten, sich an jene anzunesteln und mit ihnen Umgang zu haben. Ich habe das leider zu spät erkannt. Der große Goethe, der für alle Schriftsteller immer durch seine praktische Lebensweisheit ein Vorbild ist, der hat das gewußt. Er hat sich niemals mit dem Pack abgegeben und um die sogenannte Wahrheit hat er sich niemals gekümmert. In allen seinen Werken findest Du die Demagogen seiner Zeit, obwohl sie damals ein ebensolches Geschrei machten, wie jetzt die Demagogen machen, kaum erwähnt. Weder von Lessing, noch von Rousseau, noch von allen den anderen Revolutionären hat er auch

nur Notiz genommen, sondern er war fast seine ganze Lebenszeit am Hofe, und da ging es ihm gut. Du bist ja nun freilich kein Schriftsteller und Dichter, Du bist eine Gouvernante, aber die Regel kann für Dich auch gelten. Du handelst ja gewissermaßen auch mit Geist. Für Dich ist das Leben bei den Vornehmen ebenso wichtig und vorteilhaft. Beiläufig bemerkt, die dreitausend Mark für den Diamanten sind Dein, und sie sind bei mir sichergestellt. Du kannst sie jederzeit zurückbekommen, wenn Du sie bedarfst."

„Behalte das Geld nur, Papa," sagte Clarissa. „Ich habe ungefähr ein Vierteljahr bei Dir gelebt, und es ist nur billig, daß ich Dir eine Entschädigung dafür zahle."

„Das wäre doch ein bißchen zu viel Entschädigung!" rief Doktor Brandes lachend. „Nein, liebes Kind, das Geld gehört Dir, und ich erkläre Dir hiemit, daß es mir ein Vergnügen gewesen ist, Dich bei mir zu sehen. Also, was ich sagen wollte: Du bist ja ein ungewöhnlich hübsches Mädchen, und ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, was das heißt. Dolly hat schon ein großes Los gezogen, obwohl sie ja — unter uns gesagt — nicht halb das ist, was Du bist. Du kannst noch einen ganz andern Fang thun, wenn Du klug bist. Was ist der alte Würmeling? Ich möchte nicht gern cynisch sprechen, sonst würde ich sagen: sein Wert wird erst dann recht erkannt werden, wenn er nicht mehr unter uns weilt."

Doktor Brandes lehnte sich auf seinem Sofasitz zurück und lachte, daß ihm die Augen thränten.

„Schönheit, mein liebes Kind," sagte er dann, „ist der mächtigste Hebel in der ganzen Welt. Wissenschaft und Kunst, Reichtum und Vornehmheit, so mächtig sie sind, lassen sich mit der Schönheit auch im entferntesten nicht an Macht vergleichen. Die Schönheit sieht alles zu ihren Füßen. Alles, was die Menschen hervorgebracht haben und nur hervorbringen können, wird der Schönheit zur Beute. Du hast so Deine Schrullen, liebe Clarissa, und oft thut es mir in der Seele weh, wenn ich sehe, daß Du Dich mit so einfältigen Geschichten wie Gleichberechtigung der Frau, Emanzipation und dergleichen abgibst. Denn Du vergissest dabei, daß Du etwas viel Besseres und Stärkeres besitzest, als jene Ideen sämtlich, wenn sie wirklich realisirbar wären, Dir verschaffen könnten. Du gutes Kind, siehst Du denn wirklich nicht ein, wie die Sache liegt? Du strebst nach Gleichberechtigung mit dem Mann. Ei, Du Närrchen, weißt Du denn nicht, daß der Mann mit allen seinen Rechten nichts ist als der gehorsame Diener der Frau? Hast Du denn noch nicht gemerkt, daß auch der gelehrteste, der reichste, der mächtigste Mann, der größte Künstler und der größte Monarch gar keinen höheren Wunsch hat, kein köstlicheres Ziel kennt, als sich mit all seiner geistigen und leiblichen Habe einem schönen Mädchen zu Füßen zu legen? Ich sage Dir, daß kein Scepter und kein

Krummstab so stark ist wie der Pantoffel — ich meine hier nicht den des heiligen Vaters.“

„O ja,“ sagte Clarissa, „ich habe wohl so etwas gehört. Aber was ich meine und was ich für erstrebenswert halte, ist noch etwas anderes, als Du denkst.“

„Was ist es denn?“

„Meinst Du nicht, daß ein jeder Mensch, nicht allein der Mann, sondern auch die Frau, immer das thun sollte, was zum allgemeinen Besten dient? Um nur ein Beispiel anzuführen: die Schönheit sieht wohl alles zu ihren Füßen, aber nicht alle Frauen sind schön. Wird Dir die Frau höher gelten, die nur an sich, oder diejenige, die an das Gemeinwohl denkt?“

„Da haben wir wieder die alte Geschichte,“ sagte der Vater ärgerlich. „Wenn schon ein Mann, der Schrullen hat, nicht angenehm ist, so ist ein junges, hübsches Mädchen mit Schrullen geradezu eine Abnormität, eine Ungeheuerlichkeit. Kehre doch ein jeder vor seiner Thür! Das verkehrteste Handwerk von allen ist das, die Welt verbessern zu wollen. Was gehen Dich andere Frauen an? Sieh zu, daß Du selbst unter Dach kommst. Der liebe Gott ist viel umsichtiger, als Du denkst. Er sorgt schon für die Welt. Er hat den Weibern dafür, daß sie schwächer sind als die Männer, eine Portion List und Schlauheit mehr gegeben, und so führen sie die ganze Welt

an der Nase. Auch die häßlichste weiß sich schließlich noch anzubringen, so daß man oft erstaunt ist, wie sie es nur angefangen haben mag. Schweig mir doch von Deinem Gemeinwohl. Kein Topf ist so schief, daß nicht ein passender Deckel dazu gefunden würde."

Zehntes Kapitel.

Clarissa befand sich auf der Reise nach Oesterreich. Die Familie des Grafen Leinzeller bewohnte jetzt die Herrschaft Büchsenstein und wollte dort den Herbst verbringen. Als die letzten bekannten Punkte der heimatlichen Gegend vor Clarissas Augen zurückwichen und der Zug, in welchem sie sich befand, sie mit schneller Bewegung in die Fremde führte, da fiel es wie eine Beängstigung von dem Herzen des jungen Mädchens, und sie atmete erleichtert auf. Wie ein unangenehmer Traum lag die letzte Zeit hinter ihr, und sie besann sich wieder auf sich selbst. Was war es nur, das sich so lähmend auf sie gelegt hatte? Sie hatte nicht einmal Lust zum Kampf gegen das Niedrige besessen, während sie dort geweilt. „Ist es nicht schrecklich," sagte sie sich, „daß wir von unserer Umgebung so sehr abhängig sind? Mir erstarb das Wort auf der Lippe, der Gedanke in der Brust, wenn ich den Kampf aufnehmen wollte gegen Dolly. Die Gewißheit, falsch verstanden zu werden, erstickt den besten Gedanken, und wie ein kluger Mensch im

Umgang mit Einfältigen selbst einfältig wird, so wird doch auch derjenige, welcher nach dem Edlen trachtet, hinuntergezogen zu der gemeinen Denkungsart seiner Umgebung, wenn er das Unglück hat, mit Menschen zusammen zu sein, die das Edle verachten. So groß ist die Gewalt des Umgangs, und es ist ein wunderbarer Zusammenhang zwischen den Seelen. Freilich wird wohl ein sehr starker Geist sich erst recht in sich selbst befestigen, wenn er auf Widerstand gegen seine eigenen Lebensäußerungen stößt, aber wer nicht eine solche außergewöhnliche Stärke besitzt, wird doch immer das Bedürfnis empfinden, von seinen Mitmenschen verstanden zu werden. Dann wird er zu Mitteln greifen, die dem Standpunkt der anderen angemessen sind, er wird hinabsteigen von der Höhe der eigenen Anschauung, um sich nur verständlich zu machen, und indem er sich dann in Gedanken bewegt, die seiner Natur fremd sind, wird er selber geringer und schlechter. Ich hätte nicht nach Hause gehen sollen, ich hätte mir sagen können, was dort meiner wartete. Und was ist eigentlich der Unterschied zwischen mir und denen zu Hause? Ueberhebe ich mich nicht fälschlich? Aber nein, ich fühle es deutlich, sie kennen nur den Körper und sein materielles Wohlsein, die Seele aber verachten sie. Mir aber ist die Seele das Höchste. Sie ist das Göttliche in uns und von Natur dem Bösen feind. Ich glaube zu verstehen, was Christus damit meinte, als er sagte, es hülfe dem Menschen nichts,

wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Die Herrschaft Büchsenstein, zwischen Gmunden und Ischl gelegen, ward von Clarissa ohne besondere Erlebnisse erreicht. Die Reise verlief ohne solche Ereignisse, wie ihre erste Fahrt nach Oesterreich mit sich gebracht hatte, und Clarissa freute sich der Schönheiten der Natur, die das Land um den herrlichen Traunsee ihr zeigte. Sie hatte ihre Ankunft vorher gemeldet, und ein Wagen erwartete sie an der Station, um sie nach dem Schloß zu führen, das noch eine Stunde weit entfernt lag. Die Fahrt im Wagen war sehr angenehm, sie führte durch eine höchst reizvolle Landschaft. Hohe Berge zeigten sich im Hintergrund und schlossen mit ihren schön geschwungenen Linien ein Thal ab, dessen Kultur die lieblichsten Bilder bot. Dörfer und einzelne Gebäude lagen in Grün gebettet fern und nah, wohlbestellte Aecker, Felder und Gärten verkündigten den Fleiß und Wohlstand der Bevölkerung. Endlich erhob sich das helle Schloß in der Entfernung, auf einem sanften Hügel gelegen, und die Landschaft verwandelte sich in einen Park mit herrlichen Baumgruppen. Der Wagen rollte die Höhe hinan und fuhr vor dem Portale vor. Clarissa ließ ihren Blick bewundernd umherschweifen. Das langgestreckte Schloß mit dem niedrigen Erdgeschoß, dessen zahlreiche helle Fenster frei über das Land hinblickten, hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit der Wohnung

in Wien, sondern sah ungemein freundlich, friedlich und einladend aus. Clarissa sah von der Höhe hinab über ein nach italienischer Art architektonisch gegliedertes Gartenstück hinweg auf den glänzenden Spiegel eines kleinen Sees und jenseits desselben auf die blauen Berge.

Mehrere Diener eilten herbei, um ihr behilflich zu sein und für ihr Gepäck zu sorgen, und es kam Clarissa so vor, als ob sich eine größere Ehrerbietung ihr gegenüber in dem Benehmen der Dienerschaft zeige, als sie früher bemerkt habe. Sie konnte sich nicht enthalten zu denken, daß sie durch ihre Wiederkehr an Ansehen gewonnen haben müsse und daß die Diener ein Gefühl von dem besondern Gewicht hätten, das ihr zukomme, da die Herrschaft sich entschlossen habe, sie zurückzurufen. Ihr Empfang war in jeder Hinsicht anders als das erstemal. Sie wurde in ein sehr freundliches Zimmer geführt, und alsbald vernahm sie den Lärm der Kinder, die auf die Nachricht von ihrer Ankunft zu ihrer Begrüßung herbeieilten. Mit lautem Jubelgeschrei kamen die Kleinen und mit freundlichem Gesicht die größeren herbei, und sie hatte viel zu thun, um so vielen Umarmungen und Küssen gerecht zu werden. Dann kam die Gräfin selbst herbei und küßte sie in auffallender Bewegung auf die Stirne.

Clarissa verneigte sich tief und dankte ihr mit Thränen in den Augen für ihren freundlichen und

gütigen Brief. Sie fühlte sich von aufrichtiger Dankbarkeit durchdrungen und ward von dem innigsten Verlangen durchglüht, durch die That zu beweisen, daß sie solchen Vertrauens wert sei. Alle früheren Bedenken über ihre Stellung schmolzen in diesem Augenblick hinweg, und sie war froh, glücklich und voll Eifer.

Die Gräfin betrachtete sie lange mit einem eigentümlich forschenden und gedankenvollen Blick ihrer südländischen Augen.

„Wir haben einen Haushalt ohne Herrn," sagte sie, „eine Wirtschaft von Frauen. Der Graf ist noch auf der Reise und wird durch politische Geschäfte in Wien festgehalten. Doch wird er wohl in einer Woche zu uns kommen und unsern Schwiegersohn, den Fürsten della Rocca, mitbringen. Sie sind zur rechten Zeit angelangt, um an einem frohen Fest teilzunehmen, Fräulein: die Hochzeit meiner Aeltesten soll hier gefeiert werden."

Die Gräfin warf bei diesen Worten einen Blick auf ihre älteste Tochter, und während die junge Dame errötete, wurden die Augen der Mutter feucht.

Clarissa sprach ihren Glückwunsch aus.

„Sie haben recht, uns Glück zu wünschen," erwiderte die Gräfin. „Niemals mehr als bei einer solchen Gelegenheit bedarf man wohl der guten Wünsche. Eine geheimnisvolle Zukunft erschließt sich beim Eintritt in die Ehe, und nur Gott allein weiß, was diese Zukunft mit sich bringen wird."

Ein Schatten flog über ihre Züge hin, und sie starrte wie geistesabwesend in die Ferne.

Clarissa fand Schloß Büchsenstein unvergleichlich, viel angenehmer als das Palais Valmaseda in Wien. Das ganze Leben hatte einen andern Ton. Vielleicht hatte auch, so dachte sie, die Abwesenheit des Grafen einen so günstigen Erfolg. Denn da kein Zwiespalt in der Regierung herrschte, hatte alles Thun und Treiben einen friedlichen und freundlichen Anstrich. Die Gräfin bekümmerte sich weit mehr um ihre Kinder, als es in Wien der Fall gewesen war, wo sie beständig durch Gesellschaften in Anspruch genommen wurde, und obwohl sie für sich speiste, auch viel in ihrem Zimmer allein beschäftigt war, um Briefe an ihren Gatten zu schreiben und ihr Tagebuch zu führen, widmete sie doch täglich einige Stunden der Gesellschaft der Kinder, und diese schienen die Scheu vor der Mutter mehr und mehr zu verlieren. Jeden Morgen ging die Gräfin mit den größeren Kindern zur Messe in die Kirche des Dorfes Büchsenstein, und Clarissa sowie Herr Huber begleiteten den Zug. Diese Gänge in der Frühe des Morgens durch den schönen Park zu der kleinen friedlichen Kirche hatten etwas Reizendes für Clarissa, und sie überwand in der Empfindung des Glückes über die Schönheit und Poesie der Natur ihre Abneigung gegen die kirchliche Zeremonie. Herr Huber benahm sich gegen sie so ernst und zurückhaltend, daß sie nur zufrieden sein konnte; die

Frau Lederer, welche einen so üblen Einfluß gegen sie ausgeübt hatte, war nicht da, und so umschlang ein Band des Vertrauens die ganze Gesellschaft des Schlosses, und für eine kurze Woche fühlte sich Clarissa durchaus heimisch und glücklich.

Aber diese Woche ging schnell vorüber, und mit der Ankunft der Herren verlor sich die Ruhe des Schlosses. Der Graf Leinzeller kam in Begleitung des alten Herzogs, seines Freundes, des Feldmarschall-lieutenants, und des jungen Fürsten della Rocca, sowie mit mehreren Dienern, und es entstand eine lebhafte Bewegung. Große Vorbereitungen wurden für das Hochzeitsfest getroffen. Clarissa hatte sich nur sehr flüchtig mit dem Grafen begrüßt, als dieser ankam, und beinahe war sie durch die Kürze und Kälte seines Grußes verletzt worden. Er hatte kein Wort mit ihr gesprochen, sondern ihr nur eine leichte Verbeugung gemacht, nachdem er seine Frau und die Kinder umarmt und geküßt hatte. Erst am dritten Tag nach seiner Ankunft kam sie wieder mit ihm zusammen.

Man war auf den Gedanken gekommen, sämtliche Geschwister der Braut auf dem Polterabend im Kostüm von Genien auftreten und dem jungen Paar Glück wünschen zu lassen. Dies war eine plötzlich auftauchende Idee des Grafen gewesen, und die Schwierigkeit der Ausführung war von ihm nicht überlegt worden. Er versammelte die Kinder im Gartensaal,

trug ihnen im Beisein der Gräfin seinen Gedanken vor und sah sich nun, indem er die Kinder belehren wollte, wie sie sich zu benehmen hätten, vor ungeahnten Schwierigkeiten. Was sollten sie sagen? Sollten sie auswendig Gelerntes aufsagen, sollten sie alle dasselbe oder ein jedes etwas anderes sprechen? Er merkte, daß ihm das Geschick fehlte, die Sache einzurichten; die Gräfin konnte ihm nicht helfen, er wurde heftig, und die Kinder standen verdutzt und erschreckt um ihn her.

„Ich will Fräulein Brandes rufen," sagte endlich eines der größeren Mädchen. „Sie kennt so schöne Verse."

Der Graf atmete erleichtert auf.

„Das ist gut," sagte er, „hole sie, mein Kind! — Weißt Du, liebes Herz," sagte er zu seiner Frau, „diese Art Leute ist mehr an solche Dinge gewöhnt; ich merke, daß uns beiden das Talent des Regisseurs nicht gegeben ist."

„Ich bezweifle nur, daß die Gouvernante dies Talent besitzt," entgegnete die Gräfin. „Wollen wir die Sache nicht lieber ganz fallen lassen?"

„Es wäre doch so hübsch!" sagte er. „Denke Dir, daß die ganze Kinderschar auftritt, gleichsam die Repräsentanten unseres größten Reichtums. Es würde von außerordentlichem Effekt sein."

„Wie Du willst, Aloys. Aber ich glaube, daß solche Aufführungen gehörig vorbereitet sein wollen, um nicht gänzlich zu mißglücken."

Währenddessen trat Clarissa herein, und nun erklärte ihr die Gräfin, um was es sich handle.

„Es wäre hübsch, wenn die Kinder gemeinsam ein kleines Lied vortrügen,“ sagte Clarissa. „Sie müßten mit Gesang eintreten, und nach dem Lied müßte ein jedes einen kleinen Spruch in Reimen hersagen. Diese Sprüche müßten sich auf die besonderen Verhältnisse des Brautpaares und der Familie beziehen.“

„Vortrefflich!“ rief der Graf. „Aber woher wollen wir diese Sprüche bekommen?“

„Ich werde eine Anzahl solcher Sprüche aufschreiben und sie Eurer Excellenz zur Begutachtung vorlegen,“ sagte Clarissa.

„Ah, Sie sind Dichterin!“ sagte der Graf. „Charmant, charmant!“

Clarissa errötete.

„Ich habe mit den Kindern verschiedene kleine Lieder eingeübt,“ sagte sie, „und eines darunter scheint mir wohl für die Gelegenheit zu passen. Zwar ist hauptsächlich vom Frühling die Rede, aber man könnte dies ja sinnbildlich für den schönen Anfang der Ehe nehmen. Wollen die Herrschaften es vielleicht hören? Dies würde den Vorteil haben, daß nichts Neues eingeübt werden müßte.“

„Bitte, lassen Sie es uns hören!“ sagte der Graf. Er war erfreut, daß die Schwierigkeiten so schnell überwunden zu werden schienen. Er war ein großer

Feind aller Anstrengung und daran gewöhnt, Mühen auf Untergebene abzuwälzen. Clarissa öffnete den Flügel, der im Gartensaal stand, und spielte die Melodie des Liedes, welches sie im Sinn hatte. Die Kinder waren in Gegenwart der Gouvernante wieder ruhig und vergnügt geworden, scharten sich um das Instrument und sahen Clarissa mit lächelnden Augen an. Der Graf und die Gräfin sahen der Scene vom Sofa aus zu. Es war ein hübsches Bild. Der Gartensaal war hell und freundlich; auf seiner mit Goldstreifen eingefaßten weißen Tapete, auf den weiß lackirten, mit Goldrändern verzierten Möbeln schimmerte das rötliche Licht der untergehenden Sonne; die kindlichen Gesichter waren in diesem Sonnenschein wie verklärt.

Clarissa spielte und sang, die Kinder fielen ein, einige Fehler wurden gemacht, Clarissa unterbrach sich, ließ wieder anfangen, nickte den Kleinen zu, sang die Melodie vor, und nach kurzer Zeit ging der Gesang gut von statten.

Clarissa hatte im Eifer die Anwesenheit des Elternpaares fast vergessen und sich ganz in ihre Aufgabe vertieft. Sie sang mit lauter Stimme, während sie mit den Augen und mit Kopfnicken den Gesang der Kinder leitete. Da bemerkte sie den Grafen, der sich dem Flügel genähert hatte und ihr gerade gegenüber stand. Sie glaubte seinen Blick zu fühlen, so eindringlich war derselbe auf sie gerichtet, und ein

ungewöhnlicher Ausdruck der Spannung und des Entzückens lag in seiner Miene. Sie mußte eine Anstrengung machen, um nicht gestört und aus der Fassung gebracht zu werden. Aber im nächsten Augenblick sah sie die Gräfin neben ihm erscheinen. Die Gräfin erhob die linke Hand gegen Clarissa mit einer zornigen Bewegung, die ihr aufzuhören befahl, und erfaßte mit der rechten Hand den Arm des Grafen. Ihre leidenschaftlichen Augen glühten, und ihre Miene verriet die stärkste Erregung. Die Kinder bemerkten ihrer Mutter Aufregung so gut, wie Clarissa dieselbe bemerkte, und dem Spiel und Gesang ward ein jäher Halt geboten.

„Findest Du, daß dies ein passendes Lied ist, Aloys?" fragte die Gräfin mit scharfer Stimme.

„O, ich — ich finde," sagte er betroffen, „daß dies recht passend ist."

„Es scheint so, als ob Dir die ganze Scene recht passend erschiene!" rief sie bebend. „Nun natürlich, wenn Du es passend findest, aber — wenn Du es mir nicht übel nehmen willst, Aloys — zu einer Hochzeit möchte es doch wohl richtiger sein, auf andere Gegenstände aufmerksam zu machen als auf den Frühling. Ich, ich" — die Gräfin vermochte ihre innere Bewegung nicht mehr zurückzudämmen. „Die Uebung hat aufzuhören!" rief sie heftig. „Sie singen vortrefflich, Mademoiselle, aber ich verbiete Ihnen, fortzufahren. Die Kinder werden diese Aufführung nicht machen! Es ist besser, sie beugen ihre Kniee vor Gott

und den Heiligen, um für das Heil ihrer Schwester zu beten, als daß sie in weltlichen Liedern ein Glück verherrlichen, das so sehr zweifelhaft ist!"

Clarissa erhob sich von ihrem Sitz vor dem Flügel und entfernte sich eilig; mit ihr eilten die Kinder hinaus, einer Schar Tauben gleich, unter welche der Habicht gestoßen ist. Sie flüchteten in die Kinderzimmer und hielten sich dort betroffen still. Der Uebergang aus froher und festlicher Stimmung zur Traurigkeit war so jäh, daß die Kinder in Bestürzung kaum laut mit einander zu sprechen wagten. Der kleine Ferdinand, ein aufgewecktes Kind von acht Jahren mit großen, seelenvollen Augen, schmiegte sich an Clarissa an, umfaßte ihren Hals und küßte sie unter Thränen. Zwischen ihm und der Gouvernante bestand ein ganz besonders inniges Verhältnis, und es schien, als wolle er sie zugleich trösten, während er Schutz bei ihr suchte. Clarissa war in sehr niedergeschlagener Stimmung. Alle Schwierigkeiten ihrer Lage, welche wie durch einen freundlichen Zauber für kurze Zeit verhüllt gewesen waren, standen plötzlich wieder in grellem Licht vor ihr. Sie seufzte tief, und während sie sich bemühte, die Kinder auf neue und heitere Gedanken zu bringen, war sie selbst im Innern unglücklich.

Da trat nach etwa einer Stunde die Gräfin herein. Ein schmerzensvoller Zug flog über ihr Gesicht, als sie bemerkte, wie die Kinder sich scheu vor ihr zurückzogen

und in ihrem Geplauder innehielten. Sie überwand sich, freundlich zu sein, sprach liebevoll mit den Kindern, zog eine Düte mit Bonbons aus der Tasche, teilte davon aus und sprach davon, daß sie sich eine andere Art der Aufführung überlegen wolle. Aber es gelang ihr nicht, die Scheu der Kinder völlig zu beseitigen. Sie wandte sich nun an Clarissa, bat sie, mit ihr in das Nebenzimmer zu gehen, welches Clarissas eigenes Zimmer war, und sagte, als sie mit dem jungen Mädchen allein war:

„Sie haben meine Heftigkeit hoffentlich nicht übel genommen, Mademoiselle. Ich habe die letzten Nächte sehr wenig geschlafen, und meine Nerven sind dadurch sehr reizbar geworden. Sie in Ihrem glücklichen Alter werden wohl kaum wissen, was es heißt, lange Nächte hindurch einsam seinen Gedanken nachzuhängen und die Dunkelheit allmälich in Dämmerung und Morgenrot übergehen zu sehen, ohne daß der ersehnte Schlaf sich auf die müden Augen herabsenken will. Wenn Sie wüßten, wie mir da oft zu Mute ist, würden Sie gewiß eine kleine Heftigkeit gern entschuldigen."

„Entschuldigen steht mir kaum zu," sagte Clarissa. „Ich kenne meine Stellung."

„Sie sind pikirt — ich bitte Sie, es nicht zu sein!" sagte die Gräfin ungeduldig. „Kann ich denn mehr thun, als um Entschuldigung bitten? Mein Gott, wenn ich so empfindlich sein wollte wie Sie, da würde ich längst vor Aerger und Kummer gestorben sein."

„Ich bin zu sehr daran gewöhnt, dem Willen anderer nachzugeben, um empfindlich zu sein," entgegnete Clarissa. „Ich versichere Ihnen auch, Frau Gräfin, daß Empfindlichkeit kaum das rechte Wort für meine Stimmung ist. Eine Befürchtung ernster Art drückt mich nieder. Ich glaube in der Entrüstung, die Sie mir gegenüber vorhin äußerten, nur ein einzelnes Symptom zu erblicken. Einen Tadel kann ich sehr wohl vertragen. Der Himmel weiß, daß ich mich nicht für vollkommen halte. Ich bemühe mich, Ihre Zufriedenheit zu erlangen, und nehme Hinweise auf meine Pflichten dankbar auf. Aber wenn ich eine grundsätzliche Mißbilligung meiner Leistungen befürchten muß, so entmutigt mich schon ein an sich nur unbedeutendes Zeichen Ihrer Unzufriedenheit."

„Meine Unzufriedenheit?!" rief die Gräfin. „Sind Sie wirklich so sehr besorgt, diese zu erregen? Hat meine Ansicht von Ihren Leistungen wirklich einen so hohen Wert für Sie? Sie scheinen eine gewandte Diplomatin zu sein, mein Fräulein, aber vergebens suchen Sie zu verstecken, wessen Zufriedenheit für Sie maßgebend ist."

„Frau Gräfin, ich kann dies nicht ertragen," entgegnete Clarissa. „Ich fühle, daß ich einen Fehler begangen habe, Ihrem nur zu liebenswürdigen Brief Folge zu geben und hieher zurückzukehren. Es ist ein Fehler, der sich gottlob verbessern läßt. Sie sollen nicht mehr Veranlassung haben, sich über mich zu entrüsten. Noch heute verlasse ich dieses Haus."

Stolz wandte sie sich ab und schritt der Thür zu, fest entschlossen zu gehen. Da ergriff die Gräfin sie am Arm.

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie," rief sie, „haben denn meine Vorstellungen gar kein Gewicht für Sie? Können Sie sich denn gar nicht in meine Gefühle hineindenken? Sie sehen mich in der höchsten Aufregung, Sie wissen, wie sehr meine Nerven leiden, und Sie erhöhen noch die Pein, die ich erdulde! Verzeihen Sie mir, wenn ich ungerecht war! Gewiß war ich ungerecht. Aber alle Heiligen mögen Sie davor bewahren, einmal so viel Grund zu Aufregungen zu haben, wie ich habe."

Clarissa hatte sich von der Gräfin halten lassen und sah sie jetzt mitleidig an. Denn sie ward sich bewußt, wie sehr die heftige Spanierin in Wahrheit litt, wie sehr sie von Gefühlen widerstreitender Art überwältigt ward.

„Ich bin es, die um Verzeihung zu bitten hat," sagte sie. „Es ist meine Schuld, mein Mangel an Takt und Vorsicht, der diesen Auftritt herbeigeführt hat."

Sie sprach mit sanfter Stimme und sah die Gräfin dabei so liebevoll an, daß diese in einem plötzlichen Umschwung der Gefühle in Thränen ausbrach und die Gouvernante in die Arme schloß.

„Kommen Sie," sagte sie, „wir verstehen uns, wir wollen ein Wort der Versöhnung plaudern." Sie zog Clarissa zu dem Sofa und setzte sich mit ihr

zusammen darauf nieder. „Sie sind ohne Zweifel erstaunt gewesen, mein liebes Fräulein," fuhr sie fort, „daß ich so schnell einen Gesang und ein Spiel unterbrach, die in der That an sich unschuldig waren und sehr vollkommen ausgeführt wurden. Aber Sie würden dies sehr erklärlich gefunden haben, wenn Sie hätten in mein Herz sehen können. Indem ich an meine älteste, geliebte Tochter dachte, die einem Bund für das ganze Leben entgegengeht, und indem ich an das wechselvolle Schicksal dachte, das ihr bevorsteht, ergriffen mich ernste Gedanken, und ich vernahm Mißklänge in dem heiteren Lied, das Sie mit den Kindern vereinigt vortrugen. Es schien mir unpassend zu sein, mit weltlichem Gesang eine Vereinigung zu begrüßen, die so sehr der Gnade Gottes bedarf. Die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes ist einem Ehebunde vor allem notwendig, und völlig kindisch und unüberlegt erscheinen mir alle die fröhlichen Veranstaltungen, der Jubel und die Freude bei einer Hochzeit. Sie werden das schwerlich verstehen, und Sie können Gott danken, daß Sie es nicht verstehen. Doch, was wollte ich sagen? Ich verliere mich. Genug, Sie sind versöhnt, Sie reden mir nicht wieder von Fortgehen. Nehmen Sie hier dies Medaillon zum Andenken an diese Stunde des Verständnisses und des Einvernehmens."

Die Gräfin machte ein Medaillon von schwarzem Email mit einer großen Perle von ihrem Halse los

und überreichte es Clarissa, die in Verwunderung dem Gebaren der Gräfin zusah. Dann ging sie eilig davon und ließ Clarissa mit ihrem Sinnen allein.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren Fortgang; doch war von einer Aufführung der Kinder nicht mehr die Rede. Die Scene im Gartensaal schien jedem Gedanken daran bei den Eltern ein Ende gemacht zu haben, und die Kinder selbst wagten nur Clarissa gegenüber schüchtern ihren Wünschen und ihrem Bedauern in dieser Hinsicht Ausdruck zu geben. Unter den Gästen, die sich kurz vor dem Fest im Schloß einstellten und in den Gastzimmern untergebracht wurden, befand sich auch der Lieutenant von den Liechtenstein-Husaren, und dieser machte sich viel mit den Kindern zu thun, ward auch von ihnen seines kühnen und lustigen Wesens halber sehr freudig begrüßt. Er erbleichte, als er Clarissa wieder erblickte, und sie konnte bemerken, daß er in seiner Leidenschaft für sie noch derselbe war, obwohl er sich zu bezwingen suchte und nur die gebräuchlichsten Höflichkeiten ihr gegenüber äußerte.

Clarissa konnte nicht umhin, mit einem Gefühl des Triumphs an die Macht zu denken, welche sie über so verschiedene Gemüter ausübte, zumal indem sie sich vergegenwärtigte, welcher Geringschätzung sie in dem heimatlichen Städtchen ausgesetzt gewesen war. Dort war der einzige junge Herr Würmeling von ihren Reizen unterworfen worden, die übrige Welt

dort unten hatte niemals etwas Besonderes an ihr bemerkt und im Gegenteil eher Mißfallen an ihrer Art zu erkennen gegeben. Clarissa konnte nicht umhin, ihre Eitelkeit geschmeichelt zu fühlen, wenn sie überlegte, daß der junge Graf sowohl an äußerlicher Erscheinung als an gesellschaftlicher Stellung hoch über allen den im Städtchen bewunderten Herren stand, so daß er dort als König erschienen sein würde, vorausgesetzt, irgend ein Zufall hätte ihn dorthin verpflanzt. Aber wenn Clarissa auch nicht ohne die natürliche Eitelkeit war, deren wohl kein Mädchen und überhaupt wohl kein Mensch entbehrt, so war ihr Geist doch von solchem Korn, daß Eitelkeit kein wichtiges Moment bei ihr war, und sie dachte keinen Augenblick daran, ihren anfänglichen Entschluß zu widerrufen und dem jungen Grafen eine Ermutigung zu geben. Die Gedanken und Ziele, welche sie beschäftigten, blieben dieselben, die sie früher gewesen waren, und ihr forschender Blick war nicht abzulenken von den Tiefen des Lebens zu dessen täuschender, blendender Oberfläche.

Das Hochzeitsfest ward mit der ganzen Pracht gefeiert, die dem Reichtum und der Vornehmheit der Familie angemessen war. Zahlreiche Gäste waren aus Wien, aus Mailand und von den benachbarten Gütern herbeigekommen, und eine glänzende Gesellschaft hatte sich vereinigt. Die Trauung fand im Schlosse statt, und kaum vermochte der große Saal die Menge der Anwesenden zu fassen. Clarissa hatte von der Gräfin

ein prächtiges Kleid geschenkt bekommen, das sie nicht ohne besondere Gedanken anzog. Das Kleid war kostbar, von schwerer Seide mit reichem Besatz, aber von dunklen Farben, und Clarissa würde sich solch ein Kleid niemals selbst ausgewählt haben, da sie überzeugt war, daß es ihr durchaus unvorteilhaft stehe. Als Herr Huber sie am Eingang des Saales erscheinen sah, begleitet von den Mädchen, während er über die Knaben wachte, lächelte er boshaft.

„Die gnädige Gräfin hat einen vorzüglichen Geschmack,“ flüsterte er ihr zu, „diese braune Farbe ist herrlich, es ist fast dieselbe, welche die Kapuziner tragen.“

Nach der Trauung fand ein Diner statt, woran auch die Kinder, mit Ausnahme der beiden jüngsten, teilnahmen. Clarissa saß am unteren Ende der Tafel neben Herrn Huber, doch bemerkte sie wohl, daß während der ganzen Mahlzeit der weit von ihr entfernt sitzende Lieutenant seine Blicke auf sie geheftet hielt. Herr Huber, vom Wein angeregt, bemühte sich, sie gut zu unterhalten, und war lebhafter als gewöhnlich. Die Hochzeit bot ihm Gelegenheit zu Bemerkungen über das Glück von Liebe und Ehe, und er mischte in Betrachtungen theologischer Art mehrere Anspielungen, deren Bedeutung Clarissa sehr wohl verstand, obwohl sie den Schein annahm, sie nicht zu verstehen.

Nach aufgehobener Tafel, während das junge Paar sich zur Abreise rüstete, wurde die Hochzeitsgesellschaft

in den Park geführt. Der Graf hatte hier mehrere Zelte errichten lassen, in denen Kaffee angeboten wurde, ein im Gebüsch verstecktes Musikkorps spielte, und da es zu dunkeln anfing, wurden hunderte von Lampen und chinesischen Laternen angezündet. Die Kinder, durch das ungewohnte Essen und Trinken wie durch die zahlreiche Gesellschaft aufgeregt, waren sehr unbändig, und Clarissa hatte Mühe, sie in Ordnung zu halten. Sie jagten sich umher, versteckten sich und trieben allerhand Spässe. Mehrere Kinder befreundeter und verwandter Familien vergrößerten noch die unruhige Schar. Plötzlich entdeckte Clarissa, daß eines der kleinen Mädchen nicht mehr zu sehen war. Sie rief und suchte, aber das Kind zeigte sich nicht. Clarissa vertiefte sich suchend in die entlegeneren Teile des Parkes, als sie unerwarteterweise auf Herrn Huber stieß.

„Ich wollte Ihnen suchen helfen, Fräulein Brandes," sagte er. „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Es ist hier so dunkel."

„O, ich danke Ihnen!" entgegnete sie. „Wir werden besser thun, ein jedes einzeln zu suchen."

„Sie sind so unfreundlich gegen mich!" sagte er betrübt. „Sie verkennen mich, Fräulein. Es weilt niemand unter unserem Dach, der so aufrichtigen, herzlichen, liebevollen Anteil an Ihnen nähme, wie ich es thue. Sie handeln nicht recht, daß Sie meine Freundschaft zurückstoßen."

„Sie mißverstehen mich, wenn Sie glauben, ich

wäre so undankbar," antwortete sie ungeduldig. „Aber es ist jetzt nicht Zeit, sich darüber zu unterhalten. Ich bin wirklich besorgt darüber, wo Antonie geblieben sein kann."

Sie rief den Namen mehreremale und entfernte sich dabei von dem Gouverneur, dessen Ton ihr mißfallen hatte. Aber er folgte ihr auf dem Fuß, faßte sie am Arm und sagte mit einer Stimme, die vor Erregung bebte:

„Nur einen Augenblick, Fräulein Clarissa! Kann man denn so schön und zugleich so hartherzig sein?"

„Das klingt höchst sonderbar im Mund eines Mannes wie Sie," entgegnete sie, indem sie sich loszumachen bemühte. „Ich kenne Sie nicht wieder, Herr Huber! Besinnen Sie sich doch auf sich selbst!"

„O, Sie meinen wohl, daß ich nicht auch von Fleisch und Blut wäre? Fast hätte ich es vergessen, aber Sie haben mich wieder daran erinnert, Fräulein Clarissa. Es ist Ihre Schuld; Sie machen die Leute rasend!"

„Es scheint in der That, als ob Sie rasend wären!" sagte sie zornig. „Lassen Sie mich los, Herr Huber!"

Aber er ließ sie nicht los; die vernünftige Ueberlegung schien ihn völlig verlassen zu haben. Er umschlang sie mit beiden Armen, und sie fühlte seinen Atem auf ihrer Wange. „Nur einen Kuß!" flüsterte er ihr zu.

Sie strebte vergeblich, sich seinen Armen zu entwinden, und war vor Zorn und Scham ganz außer sich, als plötzlich Hilfe kam. In dem Dämmerlicht, welches hier zwischen den Gebüschen herrschte, erschien eine schlanke, schnelle Gestalt, und eine Uniform war zu erkennen. Es war der Lieutenant von den Liechtenstein-Husaren. Er ergriff den Hauslehrer am Kragen, zog ihn wütend an sich und schlug ihn zweimal in das Gesicht.

„Unverschämter! Unverschämter!" rief er mit einer Stimme, die von Erregung beinahe erstickt ward.

Herr Huber entgegnete nichts. Er duckte sich zusammen, gleich als hoffte er, unerkannt zu bleiben, riß sich los und lief davon. Der Lieutenant aber wandte sich zu Clarissa und stammelte verwirrt einige Redensarten, in denen er seine Freude ausdrückte, ihr einen Dienst erwiesen zu haben, während er doch zugleich nicht ganz klar darüber zu sein schien, inwieweit er ihr wirklich willkommen sei.

Clarissa biß sich auf die Lippe; sie hätte in Thränen ausbrechen mögen. Aber sie bezwang sich, da sie sich sagte, daß sie um so weniger kompromittirt erscheinen werde, je ruhiger sie sei.

„Es ist mir in jeder Hinsicht angenehm, daß Sie hier sind, Herr Graf," sagte sie. „Ich suche Antonie und war durch jemand gestört worden, den wohl nur ein augenblicklicher Irrtum sein sonstiges Benehmen vergessen ließ."

„Ich werde Ihnen suchen helfen, wenn Sie erlauben," sagte der Lieutenant. Er ging schweigend neben ihr her, und sie rief zu wiederholtenmalen, bis endlich eine feine Stimme antwortete. Antonie war auf eine Terrasse gestiegen, die sich auf dem Dach einer mit Epheu bekleideten Badeanstalt befand. Das Kind hatte eine Neigung zu stiller Betrachtung und war dort hinaufgegangen, um die Sterne anzusehen. Glücklich, es wiedergefunden zu haben, kehrte Clarissa mit dem kleinen Mädchen zur Gesellschaft zurück. Der Lieutenant ging schweigend neben ihr her.

Ende des ersten Bandes.

Der Mohr von Berlin.

Roman von

Georg Horn.

3 Bände. Preis geheftet *M.* 10. —; fein gebunden *M.* 13. —

Diesem Romane liegen bedeutsame historische Begebenheiten zu Grunde, die zu den Interessen der Gegenwart in den lebhaftesten Beziehungen stehen. Abba, der Leibmohr der Gemahlin des großen Kurfürsten, ist nicht sowohl der Held des Romans, als der Mittelpunkt desselben, um den sich das Schicksal der ersten, vom großen Kurfürsten 1682 nach Afrika ausgerüsteten Expedition gruppirt. Der Verfasser führt den Leser zunächst in die Residenz des großen Kurfürsten, er schildert die damaligen Gegner der Kolonisation, welche denen von heute in frappanter Weise gleichen; er führt den Leser weiter an die Goldküste und läßt vor ihm die Mauern des Forts von Großfriedrichsburg aufsteigen; auf Grund jenes berühmten und seltenen Buches, welches der Führer der Expedition, Friedrich von der Gröben, über dieselbe hinterlassen hat, schildert er die Kämpfe, Gefahren und Erfolge, welche die Brandenburger in dem damals noch ganz unbekannten Weltteile zu bestehen hatten, bis endlich Friedrich von der Gröben dem großen Kurfürsten melden konnte, daß Brandenburg an der Westküste Afrikas sein Panier aufgeworfen habe. Zu rühmen ist die künstlerische Gestaltung des Stoffes, die Entwicklung der äußeren Ereignisse aus inneren Motiven in den drei Hauptpersonen, Fritz von der Gröben, Erika von Fuchs und dem ersten Seemann Brandenburgs, Benjamin Raule. In diskreter Weise läßt der Verfasser die machtvolle Persönlichkeit des großen Kurfürsten und seine Gemahlin in die Erzählung treten. Was aber den Leser besonders anmuten wird, ist bei aller Einheit der Form die Verschiedenheit des Lokalen und der Wechsel von ergreifenden wie von humoristischen Kapiteln, nicht zu vergessen der patriotischen Genugthuung, die jeder deutsche Leser darüber empfinden wird, daß Deutschland so erfolgreich wieder aufgenommen hat, was Brandenburg schon vor zweihundert Jahren kraftvoll eingeleitet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.